www.gegen-vergessen.de 91 / November 2016

Gegen Vergessen

FÜR DEMOKRATIE

Informationen für Mitglieder, Freunde und Förderer von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.

Geschichtsvermittlung im Film

weitere Themen:

- **Gedenkstätte Hoheneck**
- **Zum Tod von Max Mannheimer**

Gegen Vergessen
Für Demokratie e.V.

Liebe Mitglieder von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V., liebe Freundinnen und Freunde,

unsere diesjährige Mitgliederversammlung am 19. November führen wir in einer Phase durch, die viele als Krise unserer und anderer Demokratien empfinden. Dementsprechend wird „Demokratie heute“ ein wesentlicher Schwerpunkt unserer Diskussion sein. Selbstverständlich geht es zudem – abgesehen von den turnusmäßigen Wahlen – um den Austausch über die vielfältigen Aktivitäten unseres Vereins.

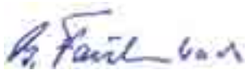
Schwerpunkt dieser Ausgabe unseres Mitgliedermagazins ist ein wichtiger Ausschnitt von Bildungsarbeit, der der Vergegenwärtigung der Vergangenheit dient: der Einsatz des Mediums Film, das nach wie vor große Wirkung auf die Menschen entfalten kann.

Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V. hat über die Jahre vielfältige Erfahrungen im Einsatz von Filmen gesammelt. „Der Dachdecker von Birkenau“, „Nach dem Brand“ und „Deutsche Pop Zustände – eine Geschichte rechter Musik“ sind Beispiele für Produktionen, die in den Regionalen Arbeitsgruppen verwendet werden. Das Heft enthält weitere Empfehlungen und Erfahrungsberichte, unter anderem von den Vorstandsmitgliedern Christoph Heubner und Maria Nooke. Zudem hat der Regisseur Kai Wessel in jüngster Zeit mit dem Film „Nebel im August“ das Thema „Euthanasie im Nationalsozialismus“ ins Blickfeld der Öffentlichkeit gerückt. Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V. ist Kooperationspartner des Films. Wessel erklärt in dem hier abgedruckten Interview, was ihn bei der Bearbeitung dieses für einen Spielfilm schwierigen, doch notwendigen Themas geleitet hat.

Vorgestellt wird außerdem ein Projekt von Ernst Klein, der schon zur Jahrtausendwende beschlossen hat, Zeitzeugen vor der Kamera erzählen zu lassen und dies festzuhalten. Ernst Klein ist als Sprecher der Regionalen Arbeitsgruppe Nordhessen-Südniedersachsen bei der Mitgliederversammlung sozusagen ein Gastgeber. Jedenfalls danken wir ihm für sein Engagement bei der Vorbereitung.

Ich hoffe, viele Mitstreiter in Kassel begrüßen zu können, und freue mich auf unsere Diskussionen.

Mit den besten Grüßen
Ihr/Euer



Bernd Faulenbach

Richtigstellung: In der vergangenen Ausgabe, Zeitschrift 90, ist uns leider ein Fehler unterlaufen. Der Fotograf, der unser Titelbild aufgenommen hat, heißt korrekt Jan Schapira. Mehr Informationen zu seiner Arbeit finden Sie auf *www.janschapira.de*

Die diesjährige **Mitgliederversammlung** von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V. wird am Samstag, dem 19. November 2016, in der Zeit von 10.30 Uhr bis 17.00 Uhr im Rathaus Kassel stattfinden. Anschließend findet am Samstag um 19.00 Uhr die Verleihung des Preises „Gegen Vergessen – Für Demokratie“ und des „Waltraud-Netzer-Jugendpreises“ in der Karlskirche statt. Mit dem Preis „Gegen Vergessen – Für Demokratie“ wird in diesem Jahr der Verein „Weimarer Republik e.V.“ ausgezeichnet, den „Waltraud-Netzer-Jugendpreis“ erhält der Kasseler Verein „Die Kopiloten e.V.“. Anschließend lädt uns der Kasseler Oberbürgermeister Bertram Hilgen zu einem Empfang ins Kasseler Rathaus ein.

Inhaltsverzeichnis

Die Themen in dieser Ausgabe

THEMEN

Geschichtsvermittlung und politische Bildung im Film 4
Die große Kraft der Fiktion 8
Aus der Perspektive der Betroffenen 11
Filme, die uns prägen 13
Oral History mit Lokalbezug: Der Dokumentarfilm „Die Flucht der Kinder“ 14
Der letzte Zeuge: Hochbunker Körnerstraße 101 in Köln-Ehrenfeld 15
Vom Schreckensort Hoheneck zur Gedenkstätte 18

ANALYSE UND MEINUNG

Volk und Demokratie – zu einer irritierenden Diskussion 20
An Elephant in the Room 22

AUS UNSERER ARBEIT

RAG Nordhessen/Südniedersachsen: Stele in Hirschhagen erinnert an ungarische Jüdinnen 24
RAG Nordhessen/Südniedersachsen: Erinnerung an Albert Wesemeyer 25
RAG Rhein-Ruhr-West: Flagge zeigen: Deutschland- und Europafahnen für Duisburger Schulen 27
RAG Münsterland: Junge Geflüchtete erzählen ihre Geschichte 29
RAG Münsterland stellt sich vor 30

NAMEN UND NACHRICHTEN

Zum Tod von Max Mannheimer am 23. September 2016 31
Erinnerung an Max Mannheimer: Von Hass war nichts zu spüren 32
In Gedenken an Kurt Beckhardt 33
Cornelia Schmalz-Jacobsen über ihren „Russensommer“ 34

REZENSIONEN

Beeindruckende Gesamtdarstellung des gewerkschaftlichen Widerstandes 35
Auschwitz und die Auschwitzlüge 37
Der aufhaltsame Aufstieg des Front National 38
Eintauchen in die Geschichte 39
„Versteckt unter der Erde“ Die Überlebensgeschichte der Familie Kasten 40
Vom schweren Überleben. Berliner Zwillingsschwestern im Nazi-Terror 41
Allgegenwärtige menschenfeindliche Kampagnen 42

IMPRESSUM 42
VORSTAND UND BEIRAT 43

Jurek Sehrt

Geschichtsvermittlung und politische Bildung im Film

Geschichte wird gegenwärtig im nie dagewesenen Ausmaß filmisch verarbeitet und über vielfältige Kanäle konsumiert, jedoch oft nicht als Darstellung der Vergangenheit verstanden. Dies zeigt zum Beispiel die derzeit populäre Serie „Narcos“ (dt.: „Drogenbarone“) über Pablo Escobar, den kolumbianischen Drogenboss der 1980er-Jahre, die über den Streaming-Dienst *Netflix* vertrieben wird. Unbemerkt entwickeln sich im Kopf des Betrachters Vorstellungen von Vergangenem – im Fall von „Narcos“ lateinamerikanische Zeitgeschichte –, ohne fundiertes Hintergrundwissen oder kritische Distanz werden Meinungen gebildet und Urteile gefällt.

Die Faszination für historische Stoffe scheint zudem dazu geführt zu haben, dass ausgewählte historische Themen primär medial besetzt sind und entsprechend vermarktet werden. So sind Themen wie NS-Regime, Holocaust und Zweiter Weltkrieg, aber auch das DDR-Regime und die damit verbundenen Geschichtsbilder stark medial geprägt. Filme wie „Schindlers Liste“, „Der Untergang“ oder „Das Leben der Anderen“, dienen vielen Zuschauern im In- und Ausland für die Entwicklung einer eigenen Vorstellung von Vergangenem. Aber auch aufwändige TV-Produktionen wie der ZDF-Dreiteiler “Unsere Mütter, unsere Väter“ können so wirken. Dies geschieht auf Grundlage einer vereinfachten, dramaturgischen und ästhetischen Regeln unterworfenen und partiell oder sogar umfassend fiktionalen bis verzerrenden Darstellung der Vergangenheit.

Foto: © ZDF/David Slama

Szene aus „Unsere Mütter, unsere Väter“ – authentische Darstellung oder verzerrtes Bild der NS-Geschichte?

Die Macht bewegter Bilder – Besonderheiten audiovisueller Medien

Der Umgang mit multimedialer Technik sowie der alltägliche Konsum bewegter Bilder führen nicht automatisch zu einer umfassenden Medienkompetenz der Zuschauer. Diese Feststellung lässt sich insbesondere im Hinblick auf inhaltliche und filmsprachliche Analysekompetenz des durchschnittlichen Medienkonsumenten treffen.

Eine wichtige Eigenheit der bewegten Bilder ist ihre Wirkungsmacht, die sich aus der auditiven und visuellen Vereinnahmung des Zuschauers, der erzählerischen Dynamik und einer oftmals aus dramaturgischen Gründen erfolgenden Emotionalisierung der Narration ergibt. Unbewusst wird die fotorealistische Darstellung des Mediums vom Zuschauer für Realität genommen, denn die optische und akustische Wahrnehmung beim Betrachten eines Filmes kommt der menschlichen Realitätswahrnehmung aufgrund ihrer Lebendigkeit und Anschaulichkeit sehr nah, suggeriert dem Rezipienten die Authentizität des Gesehenen. Übertragen auf filmische Darstellungen der Vergangenheit impliziert dies die Gefahr, dass eine dramaturgisch inszenierte und eventuell fiktionale Narration für geschichtliche Realität genommen und vom Betrachter entsprechend eingeordnet wird. Eben diesen Effekt haben sich Propagandisten seit Aufkommen des Mediums zunutze gemacht und intensiv Filmpropaganda betrieben. Bekanntes deutsches Beispiel hierfür ist die filmische Propaganda des NS-Regimes, besonders die Bilder der Wochenschauen und die manipulative Bildgestaltung von Leni Riefenstahls „Dokumentarfilmen“ „Triumph des Willens“ und „Olympia“.

Medienkompetenz – Dekonstruktion als Herausforderung

Für einen mündigen Medienkonsumenten ist die Fähigkeit zur kritischen Analyse auf allen Ebenen des Mediums unerlässlich, denn jeder Film und seine Narration müssen als Konstruktion betrachtet werden, die es zu erkennen gilt. So können die von einer Filmaufnahme transportierten Informationen nur mithilfe einer – in der Geschichtswissenschaft als innere und äußere Quellenkritik bezeichneten – Dekonstruktion angemessen herausgearbeitet und deren Aussagekraft eingeordnet und bewertet werden. Filmsprachliche Mittel (Einstellungsgrößen, Kameraposition und Montage) müssen ebenso untersucht werden wie die Textebene (Drehbuch, Dialoge), die Verwendung von Ton und Musik (Motive, Liedtexte). Auch der Einsatz von zeitgenössischem, unbearbeitetem Bildmaterial und Zeitzeugeninterviews ist zu untersuchen. Darüber hinaus muss der Entstehungskontext ebenso wie die Rezeption (Zensur, Pressestimmen, Zuschauerzahlen) beleuchtet und nach den Gestaltungsintentionen und den Deutungsmustern der Entscheidungsträger gefragt werden. Hinzu kommt die Frage nach der historischen Authentizität und Plausibilität der dargestellten Fakten, Personen, Milieus, aber auch der Ausstattung, wobei berücksichtigt werden muss, dass die Eigenheiten des Mediums und jeweiligen Genres (Emotionalisierung, Spannungsbogen, Erzähllogik, Vorführdauer, Zielgruppe u. v. m.) nahezu automatisch einen teilweisen Verlust an Authentizität verursachen. Diese kurz skizzierten Elemente der Dekonstruktion sollte wenn möglich durch Quellenmaterial (z. B. Rezensionen, Statistiken, Korrespondenz oder Set-Fotografien) ergänzt werden. Erst auf Grundlage dieser Analysekompetenz kann ein reflektierter Medienkonsum stattfinden.

Quelle: Deutsche Kinemathek/Jurek Sehrt

Kontextualisierung: Archivrecherche von filmbegleitenden Materialien

Möglichkeiten der Filmbildung

In Unterricht und Lehre zeigte sich in den vergangenen Jahren ein deutlicher Trend hin zur Verankerung von Film- und Medienbildung und somit der Auseinandersetzung mit dem Medium Film in den schulischen und universitären Curricula. Initiativen zur Filmbildung ebenso wie außerschulische Lern- und Lehrorte wie die Deutsche Kinemathek – Museum für Film und Fernsehen bieten Lehrpersonen Hilfestellung bei der Schulung im Bereich Filmbildung und entwickeln auf den Curricula ausgerichtete Seminar- und Werkstattformate als Ergänzung zu regulärer Lehre und Unterricht.

Die Propagandabilder aus „Triumph des Willens“ prägen bis heute das medial produzierte Bild der NS-Diktatur.

Foto: Bundesarchiv

Anders gestaltet es sich im Freizeitbereich, denn hier haben die Medienkonsumenten über das Internet Zugang beispielsweise zu Geschichtsdokumentationen teils fragwürdiger Seriosität; zu Spielfilmen aus Vergangenheit und Gegenwart; und nicht zuletzt besteht auch niedrigschwelliger Zugriff auf illegale, teils gewaltverherrlichende, diskriminierende und manipulativ-propagandistische Filme, die verzerrte bis bewusst falsche Bilder der Vergangenheit entwerfen. Dies zeigt sich deutlich anhand der Zugänglichkeit von NS-Produktionen und Vorbehaltsfilmen wie „Jud Süß“.

Während Dokumentationen und die meisten Historienfilme vom jungen Publikum selten freiwillig konsumiert werden, transportieren zahlreiche Produktionen Geschichtsbilder, ohne als „Geschichtsfilm“ eingeordnet zu werden. Meist sind diese Filme dem Unterhaltungsfilm und hier den Genres Actionfilm und Kriegs- »

Foto: Rob Anefo/Niederländisches National-Archiv

Unterhaltungsfilm als Untersuchungsgegenstand: James Bond und der Kalte Krieg

» film zuzuordnen. So wird in Actionfilmen oft jüngere und jüngste Geschichte verarbeitet, ohne dass die Erzählung dieser Spielfilme in erster Linie als historisch vermarktet oder vom Zuschauer verstanden wird. Als Beispiele hierfür können ebenso „Rambo"-Filme als Repräsentationen des Vietnam- bzw. Afghanistankrieges, „James Bond"-Filme als Spiegelbild des Kalten Krieges, „Black Hawk Down" für die internationale Interventionspolitik der 1990er- und 2000er-Jahre oder aber die Serie „Narcos" als Darstellung lateinamerikanischer Zeitgeschichte gelten – eine Liste, die sich unendlich fortsetzen ließe. Nahezu unbemerkt vom unbedarften Zuschauer werden Geschichtsbilder präsentiert und das Geschichtsbewusstsein geprägt. Tatsächlich impliziert die Bezeichnung Unterhaltungsfilm bereits, dass hier beim Medienkonsum das Vergnügen im Vordergrund stehen soll und eine kritisch-analytische Distanz zum Gezeigten vom Verfasser ebenso wenig wie vom Zuschauer gewünscht ist. Dennoch birgt gerade dieses unbedarfte Eintauchen in die filmische Welt das Risiko, unreflektiert Deutungen, Urteile oder Wertvorstellungen zu übernehmen und daraus das eigene Bild der Vergangenheit zu formen.

Perspektiven

Die multimediale Bilderflut sowie deren nahezu grenzenlose Zugänglichkeit, verbunden mit informellen Lernsituationen im Heimkino oder Internet, erfordern ein Umdenken. In einer Welt, in der Kinder im Vorschulalter Zugang zu audiovisuellen Medien haben, muss der Medienkompetenz und Filmbildung im institutionellen wie privaten Bereich ein neuer Stellenwert zugemessen werden. Dabei reicht es nicht, mediale Inhalte über Altersfreigaben, Prädikate oder ähnliche Zugangsempfehlungen und -regulierungen zu orchestrieren und erst in höheren schulischen Jahrgängen oder ausgewählten Universitätsseminaren den Umgang mit bewegten Bildern zu lehren. Vielmehr ist es unbedingt erforderlich, dass Film- und Medienbildung integraler Bestandteil aller Bildungsebenen wird und Schritt mit dem Medienkonsumenten hält. Schulische und außerschulische Bildungsinstitutionen nehmen hierbei eine wichtige Rolle ein, benötigen aber (wie bereits an den Universitäten) entsprechend qualifiziertes Lehrpersonal, technische Ausstattung und Raum im Lehr- und Stundenplan – beispielsweise ein Schulfach, das Medienbildung nicht zur Neben-, sondern zur Hauptsache macht, oder fachübergreifende Universitätsseminare, die angehende Historiker, Lehrer und andere im angemessenen Umgang mit audiovisuellen Medien schult. Darüber hinaus muss im informellen Kontext ein Bewusstsein für die Dringlichkeit von Medienkompetenz für jedermann geschaffen werden. Die oftmals überforderten Erziehungsberechtigten sollten einerseits sensibilisiert, andererseits begleitet werden. Die Herausforderung für die Filmbildung liegt darin, durch langfristige Sensibilisierung und Schulung bereits bei Kindern und Jugendlichen Grundlagen für einen reflektierten Umgang im privaten wie auch im institutionellen Bereich zu schaffen. Denn weit über die Genese und Vermittlung von Geschichtsbewusstsein hinaus prägen audiovisuelle Medien und besonders Spielfilme unseren Alltag und damit unsere Vorstellungen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. ■

Filmbildung am außerschulischen Lernort: Workshop an der Deutschen Kinemathek

Quelle: Deutsche Kinemathek/Jurek Sehrt

Quelle: Deutsche Kinemathek/Jurek Sehrt

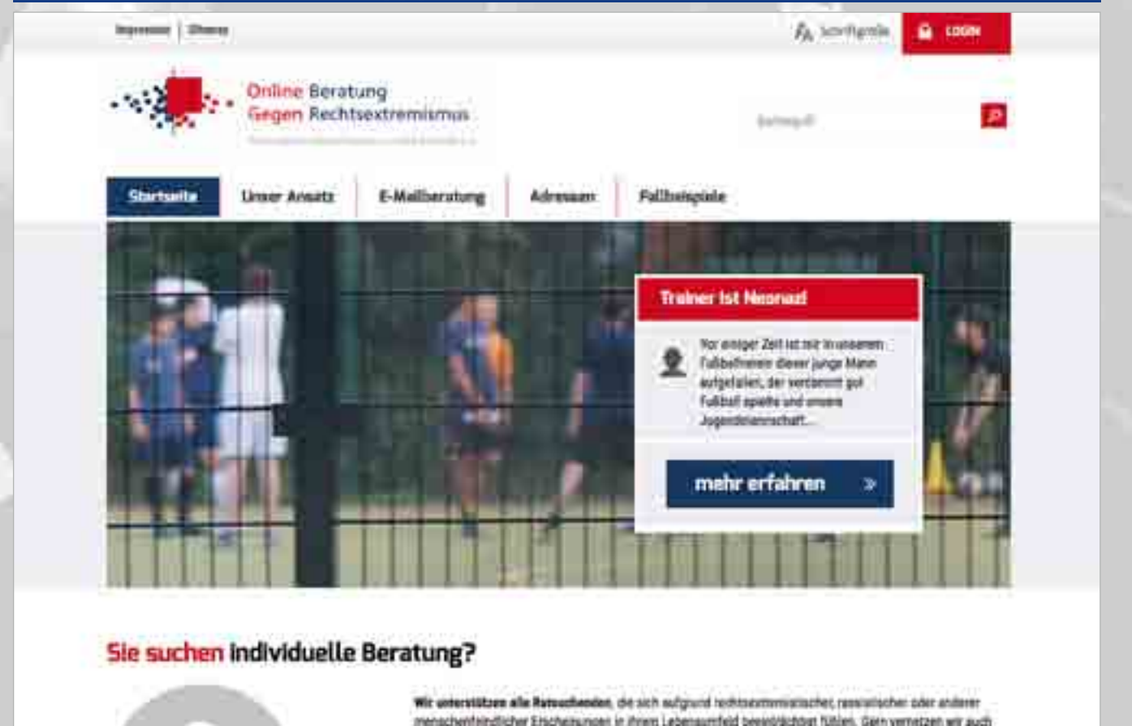
Kritische Filmanalyse: Dekonstruktion mit Hilfe von Filmausschnitten

Die **Deutsche Kinemathek – Museum für Film und Fernsehen** hat die Aufgabe, Filmwerke zu sammeln und zu bewahren, Filmgeschichte auszustellen und zu vermitteln. Der Bereich Bildung und Vermittlung bietet Filmbildungsprogramme für zahlreiche Lern- und Lebensbereiche an, sowohl schulisch als auch außerschulisch. Neben Studientagen, Filmsichtungen und Fachgesprächen werden Workshops zu Themen wie „Film in der DDR – Die DDR im Film", „Ideologie und Manipulation im Unterhaltungsfilm" oder „Science-Fiction – Experimentierfeld, Sehnsuchtsort oder Schreckensszenario?" angeboten und Schulungen für Lehrer und Multiplikatoren organisiert. Informationen unter: ***www.deutsche-kinemathek.de/bildung***

Jurek Sehrt leitet den Bereich Bildung und Vermittlung der Deutschen Kinemathek – Museum für Film und Fernsehen

Anzeige

Besuchen Sie auch unter: www.online-beratung-gegen-rechtsextremismus.de



Die große Kraft der Fiktion

Interview mit Kai Wessel, Regisseur von „Nebel im August“

Mit „Nebel im August“ ist am 29. September 2016 ein Spielfilm in die Kinos gekommen, der dem tödlichen „Euthanasie“-Programm im Nationalsozialismus Aufmerksamkeit schenkt. Es geht vor allem um die Morde an Kindern in den Heil- und Pflegeanstalten. Der Film nach der Buchvorlage von Robert Domes beschäftigt sich intensiv mit den einzelnen Figuren, bricht Klischees auf und erzielt eine unmittelbare Wirkung auf die Zuschauer. Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V. stellte Fragen an Regisseur Kai Wessel.

Was hat Sie an dem Buch „Nebel im August“ von Robert Domes fasziniert?
Robert Domes hat für das Buch unglaublich viele Fakten zusammengetragen und es geschafft, daraus eine sinnliche, spannende und wahrhaftige Geschichte zu schreiben, die nicht verklärt und romantisiert. Es musste möglich sein, einen ebensolchen Film daraus zu machen.

Wie kamen Sie und Produzent Ulrich Limmer darauf, daraus einen Spielfilm zu machen und keinen Dokumentarfilm?
Ulrich Limmer wollte immer einen Spielfilm daraus machen. Ein Dokumentarfilm kann vieles besser als die Fiktion – keine Frage. Aber es gibt wenig bewegtes Material zu diesem Thema. Die Fiktion hat die Möglichkeit, Fakten zu komprimieren und von diesem fast vergessenen Unrecht zu berichten und dabei emotional die Protagonisten „live“ zu erfassen. Es kann die große Kraft der Fiktion sein, mitten in der Geschichte zu stehen und dieses Unrecht in allen Facetten von innen heraus zu beleuchten.

Der Film mutet Zuschauern viel zu. Mit welchen Reaktionen rechnen Sie zum Beispiel bei Eltern und bei Jugendlichen?
Naja, das bringt das Thema schon mit, man darf da nicht beschönigen. Wir haben versucht, auch die guten Momente in einer schweren Zeit zu zeigen. Es ist ja nicht so, dass im Nationalsozialismus zwölf Jahre nicht die Sonne geschienen hätte. Auch in dieser Zeit haben die Kinder und Menschen gespielt, getanzt, gefeiert, sich verliebt. Meine bisherige Erfahrung ist, dass Jugendliche sogar unbefangener mit dem schweren Thema umgehen können als Eltern.

Foto: Studiocanal 2016

Regisseur Kai Wessel (l.) mit Produzent Ulrich Limmer am Drehort am Kloster Mühlheim.

Wie wurden die mitspielenden Kinder auf den Film vorbereitet, wie brachten Sie ihnen das Thema „Euthanasie“ näher?
Das haben in der Regel die Eltern schon bei den Castings übernommen. Klar wurde in den Familien diskutiert, das Buch gelesen und dann entschieden, ob die Kinder überhaupt zu diesem Casting gehen wollen. Die Kinder zeigten allseits großes Interesse, sich dem Thema und den Eigenarten der Rollen zu widmen. Darüber hinaus wurden die Kinder professionell gecoacht und zusätzlich psychologisch betreut, was aber eher die Eltern der Kinder in Anspruch nahmen.

Im Film ist die todbringende Krankenschwester hübsch, die den Kindern helfende Ordensschwester spröde. Der Anstaltsleiter wirkt anfangs freundlich und verständnisvoll. Haben Sie die Rollen absichtlich gegen Klischees angelegt und besetzt? Wie nah sind Sie beim Personal der „Heil- und Pflegeanstalt“ an der Realität geblieben?
Es ist eben nicht richtig, wenn wir denken, wir könnten das Böse und das Gute allein durch das Äußere voneinander unterscheiden. Es ist viel schwieriger. In unserem Film kommen alle Seiten zu Wort, haben die Möglichkeit mit Argumenten ihre Denkweise darzulegen und lassen den Zuschauer entscheiden, mit wem er geht. Der reale Dr. Veithausen wurde zum Beispiel oft als sehr liebenswerter und guter Arzt beschrieben.

Was ist der Film für Sie, Geschichtsfilm, Dokutainment, Biopic oder etwas ganz anderes?
Für mich stand über allem die Herausforderung, all den ungehörten Stimmen gegen Ungerechtigkeit, Misshandlung, Unterdrückung und Willkür einen Raum zu geben und gehört zu werden. Und im guten Fall darüber hinaus auch Gedanken darüber anzustoßen, wie wir heute leben. Wie wir denken, handeln und was wir besser machen können.

Mich interessieren Schubladen wenig, und wenn, dann nur, um sie aufzumachen und neu zu sortieren. ■

Kai Wessel ist einer der bekanntesten deutschen Film- und Fernsehregisseure. Mit historischen Stoffen hat er sich im Laufe seiner Karriere immer wieder auseinandergesetzt. So leitete Wessel 1999 die Dreharbeiten zur vielbeachteten zwölfteiligen Fernsehserie „Klemperer – Ein Leben in Deutschland“, in der die Tagebücher des jüdischen Literaturprofessors Victor Klemperer während der Zeit des Nationalsozialismus verfilmt wurden. Für den Film „Nebel im August“ erhielt Wessel 2015 den Bayerischen Filmpreis.

Fotos: © Studiocanal 2016

Anstaltsleiter Dr. Werner Veithausen (Sebastian Koch) ist bei den jungen Patienten beliebt, weil er sich freundlich und verständnisvoll zeigt. Der Junge im Bett weiß nicht, dass der Arzt bereits seinen Tod beschlossen hat. Nur die Ordensschwester Sophia (Fritzi Haberlandt) versucht den Kindern zu helfen – Bild links.

Die hübsche Schwester Edith Kiefer (Henriette Confurius) agiert in Wahrheit als Todesengel – Bild unten.

Christoph Heubner

Ich bin in meiner Zeit gefragt.

Eine persönliche Betrachtung zum Thema Film in der politischen Bildung

Ich schreibe diese Zeilen in jenen Stunden, als der Welt der Tod Andrzej Wajdas übermittelt wird: Der große polnische Regisseur und Chronist seiner Zeit ist im Alter von 90 Jahren gestorben. Mit ihm verlässt uns eine europäische Legende, die in ihrem filmischen Werk unserem zerrissenen und immer wieder bedrohten Kontinent einen Spiegel vorgehalten hat.

Andrzej Wajda berichtete von Kriegen, Zerstörungen, sozialen Konflikten, Massenmissbrauch und Antisemitismus – aber immer war der Ausgangspunkt seines Schaffens seine Liebe zur Welt und zu seinen Mitmenschen. Immer stand er auf der Seite der Opfer, immer blieb ihm der strenge Blick eines Kindes auf die Erwachsenen und die Verheerungen, die sie im Leben anrichten, geschenkt. Jede nationale Hybris war Andrzej Wajda fremd: Er glaubte an ein freies Polen in einem gemeinsamen europäischen Haus, das der Welt und ihren Menschen leuchtend offen steht. Ich traf ihn zuletzt am 90. Geburtstag des polnisch-jüdischen Auschwitz-Überlebenden Marian Turskis. Dessen Freunde, darunter Andrzej Wajda, hatten für ihn eine berührende und phänomenale Geburtstagsfeier ausgerichtet: Jene Polen, die sich, heimgekehrt aus den Konzentrationslagern und Verbannungen im Osten, seither selbstbewusst für ein neues, freies Polen einsetzen – in einem weltoffenen, menschlichen Europa.

Wieder einer gegangen, der uns Geschichte erzählt hat: Was wird werden, wenn die „Zeitzeugen“, die Überlebenden des Holocaust die Tür zum Leben schließen? Ich sprach über diese Frage vor einigen Jahren mit der französisch-jüdischen Auschwitz-Überlebenden Simone Veil, damals Ministerin in Frankreich, vormals erste Präsidentin des Europäischen Parlaments. Simone Veil formulierte schon damals ihre Hoffnung auf die Filme, die die Erzählungen der Überlebenden fortschreiben, aufglie- »

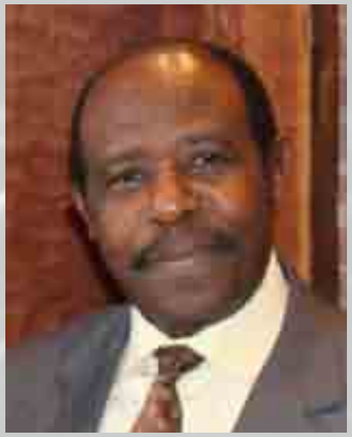


Foto: US-Botschaft in Schweden

Die Hauptfigur aus dem Film "Hotel Ruanda" ist Paul Rusesabagina nachempfunden, der viele Menschen vor dem Genozid bewahrte.

» dern und künstlerisch ausleuchten müssten. „Auch deswegen haben wir die Bücher geschrieben", so beschrieb sie klar die Aufgabe, die vor uns liegt: Es wird sowohl eine wissenschaftliche als auch eine künstlerische Durchforstung der Bücher geben müssen, die uns Auschwitz-Überlebende und andere Überlebende der Nazi-Verbrechen in die Hände gegeben haben. Was damit angefangen wird, mag vielfältig sein. Wichtig jedoch ist die künstlerische Authentizität, die Achtung vor dem Erzählten und nicht zuletzt die Fähigkeit, jüngere Menschen zu erreichen. Ja, es braucht Heldenfiguren. Ja, die Filme sollen nachdenklich stimmen und identitätsstiftend wirken. Aber kann dies gelingen?

Seit mehreren Jahren konzipiere ich gemeinsam mit meiner Kollegin Ines Doberanzke von der Volkswagen AG 14-tägige Projektaufenthalte von VW-Auszubildenden in der Gedenkstätte Auschwitz. Die Jugendlichen nehmen an intensiven Führungen mit mir durch Auschwitz und Birkenau teil, lernen ihr Nachbarland Polen kennen, vor allem aber arbeiten sie in diesen 14 Tagen praktisch in der Gedenkstätte und helfen so, diesen Ort der deutschen Schuld und des europäischen Versagens für die Millionen Besucher aus aller Welt zu erhalten. Natürlich spielt bei den Fragen, die die jungen Menschen während ihres Aufenthaltes in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte in Auschwitz stellen, immer auch die nach der persönlichen und gegenwärtigen Herausforderung eine wichtige Rolle: Was habe ich hier gehört, was weiß ich jetzt, was erwarte ich von mir? Kann ich überhaupt zur existenziellen Änderung der Welt etwas beitragen, hat sich die Welt seit „Auschwitz" geändert? Um diese Fragen aufzunehmen, zeigen wir im Rahmen des Projekts seit einigen Jahren den 2004 entstandenen Spielfilm „Hotel Ruanda", der in sehr eindrucksvoller Weise die Geschehnisse des Völkermordes in Ruanda im Frühjahr 1994 erzählt.

Der Film bietet den Jugendlichen zahlreiche aktuelle „Parallelentdeckungen", die sich in ihren Strukturen und Abläufen auf das beziehen, was sie über die Vorbereitung und Durchführung von Völkermord, über Antisemitismus und Rassenhass in Auschwitz gehört, gelernt und im Gelände und in den Ausstellungen des Museums selbst beobachtet haben. Hierzu gehört beispielsweise die Rolle der Propaganda, mit deren Hilfe Menschen in eine Hass- und Pogromstimmung hineingetrieben werden, die vorher friedlich und teilweise familiär miteinander verbunden gelebt haben. Gleiches gilt für Situationen im Film, die an Selektionen erinnern und von den Jugendlichen auch sofort als solche klassifiziert werden. Zusammengefasst lässt sich formulieren, dass der Film eigene Fragen der Jugendlichen vertieft und zuspitzt. Vor allem aber lässt er sie eines erkennen: Auch nach „Auschwitz" gibt es Völkermord, die Welt braucht meine offenen Augen, ich bin in meiner Zeit gefragt! ■

Christoph Heubner mit Auszubildenden von VW und Ines Doberanzke bei einer Veranstaltung in Berlin 2014.

Foto: Boris Buchholz

Christoph Heubner ist Vizepräsident des Internationalen Auschwitz-Komitees und Vorstandsmitglied von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.

Maria Nooke

Aus der Perspektive der Betroffenen

Je weiter man in den Westen Deutschlands kommt, desto weniger interessiert die Auseinandersetzung mit der DDR-Geschichte. Dies besagen nicht nur Umfragen, sondern auch immer wieder geäußerte Meinungen aus den verschiedensten Richtungen. Doch die sozialisierende Wirkungsmacht des diktatorischen SED-Regimes und die Erfahrungen der Menschen, die in der DDR gelebt haben, reichen – so unterschiedlich sie auch sein mögen – bis in die Gegenwart. Sie beeinflussen nicht nur den gesellschaftlichen Alltag, sondern haben auch Auswirkungen auf jüngste politische Entwicklungen. Eine Beschäftigung mit diesem Teil unserer Geschichte ist zwingend notwendig. Wie also kann man die Auseinandersetzung mit dem SED-System und dessen Folgen sowohl in den neuen als auch in den alten Bundesländern vermitteln? DDR-Geschichte aus der Perspektive der deutschen Teilung zu betrachten ermöglicht es, einen übergreifenden Bezug herzustellen. Denn die deutsch-deutsche Teilungsgeschichte betrifft die Bürgerinnen und Bürger in allen Teilen Deutschlands – damals und heute. Insbesondere die Perspektive der betroffenen Menschen bietet einen Zugang, der sowohl eine kritische Auseinandersetzung mit dem System ermöglicht als auch die Folgen für die Menschen einbezieht.

Der Schauspieler und Regisseur Stefan Weinert hat in zwei eindrücklichen Dokumentarfilmen das Schicksal einzelner Menschen in den Mittelpunkt gestellt, deren Leben ein besonderes Licht auf die DDR-Wirklichkeit wirft.

Foto: © Stefan Weinert

Ein Schicksal aus dem Film „Die Familie": Irmgard B. hat bis heute nicht erfahren, was mit der Leiche ihres Sohnes geschehen ist.

In ***„Die Familie"*** begleitet der Filmemacher Angehörige von Opfern, deren Leben an der Mauer ausgelöscht wurde. Die Grausamkeit des Grenzregimes, das zum Erhalt des Systems notwendig war, wird in ihrer ganzen Unmenschlichkeit aus dem Blickwinkel der unmittelbar Betroffenen deutlich. Bis heute leiden die Hinterbliebenen an ihrem Verlust. Auch sie sind Opfer der Unrechtstaten. Eine Mutter weiß noch immer nicht, wo die Leiche ihres Sohnes geblieben ist. Eine Ehefrau versteht nicht, wie und warum ihr Ehemann an der Grenze ertrunken ist. Der Sohn eines Maueropfers sieht zum ersten Mal in einer Stasi-Akte Fotos von der Leiche seines Vaters, der erschossen wurde, als er ihn vom Kindergarten abholen wollte.

Stefan Weinert hält sich mit Kommentaren zurück, lässt die Betroffenen über ihre ganz persönlichen Erlebnisse sprechen, zeigt Fakten auf, aber benutzt sie nie plakativ oder Effekt heischend. Die Geschichte, Zahlen, Fakten und Statistiken sprechen ihre eigene radikale Sprache.

In seinem Film ***„Gesicht zur Wand"*** stellt Stefan Weinert fünf erschütternde Schicksale von in der DDR Inhaftierten vor, die wegen Fluchtversuchs aus der »

■ **Filminformation:**

DIE FAMILIE
Dokumentarfilm von Stefan Weinert.
Deutschland 2014, 92 Minuten.
www.diefamilie-derfilm.de

GESICHT ZUR WAND
Dokumentarfilm von Stefan Weinert.
Deutschland 2009, 85 Minuten.
www.gesichtzurwand.de

Foto: © Stefan Weinert

Szene aus dem Dokumentarfilm „Gesicht zur Wand“

» DDR oder aus politischen Gründen verurteilt wurden. Außergewöhnlich offen berichten sie von ihrem Kampf gegen das Regime, den Haftbedingungen und Verhörmethoden. So werden in diesem sensiblen Dokumentarfilm offene Wunden und seelische Verletzungen ans Licht gebracht.

Der Film bleibt dicht an den Zeitzeugen, fängt ihre Regungen auf, ist geradlinig und vermeidet jede überflüssige Ergänzung. Die klare Form der Erzählung und der sorgfältige Umgang mit den Menschen ist eine der vielen Qualitäten dieses auch in seiner klugen Montage bemerkenswerten Zeitdokuments.

Weinerts Protagonisten lassen zu, dass er sie in schmerzhaften Situationen filmt. Er kommt ihnen dabei sehr nahe, stellt sie aber nie in ihrem Leid aus. Dies macht die besondere Stärke seiner Filme aus. Der Regisseur verzichtet auf schnelle Schnitte und das Nachspielen von Szenen. Dafür gibt er den Menschen Raum und lässt ihre Geschichten wirken. ■

Dr. Maria Nooke ist stellvertretende Direktorin der Stiftung Berliner Mauer, Leiterin der Erinnerungsstätte Notaufnahmelager Marienfelde und Vorstandsmitglied von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.

■ SONDERAUSSTELLUNG IN MARIENFELDE

Eine neue Sonderausstellung in der Erinnerungsstätte Notaufnahmelager Marienfelde widmet sich der Migration aus dem Westen in die DDR. „Wechselseitig. Rück- und Zuwanderung in die DDR 1949 bis 1989“ erzählt die kaum bekannte Geschichte jener Menschen, die von der Bundesrepublik in die DDR einwanderten. Die meisten der etwa 500 000 Personen, die über die innerdeutsche Grenze von West nach Ost wechselten, wählten diesen Weg vor dem Mauerbau – aus Gründen, die häufig Ursache für Migration sind: Sie kehrten zurück zu ihren Familien und Freunden, hatten sich verliebt, flohen vor Strafverfolgung oder suchten Arbeit und ein besseres Leben. Nur eine Minderheit ging diesen Weg aus politischer Überzeugung.

Die Ausstellung lässt diesen bisher wenig beachteten Aspekt deutsch-deutscher Geschichte am Beispiel der Lebensgeschichten prominenter und unbekannter Übersiedler lebendig werden. Gleichzeitig geht sie vertiefend auf übergreifende Themen der West-Ost-Migration ein, auf die deutsch-deutschen Propagandaschlachten, den Alltag in den Aufnahmeheimen, die Erfahrungen der Übersiedler in der DDR-Gesellschaft und auf die oft entscheidende Rolle des Ministeriums für Staatssicherheit.

Die Wanderungsbewegung von West nach Ost ist eine besondere, wählten die Menschen mit ihrer persönlichen Entscheidung für ein Leben in der DDR doch den Weg in eine Diktatur, die mehr als vier Millionen DDR-Bürger veranlasste, genau diesem Land den Rücken zu kehren. Die persönlichen Entscheidungen für einen Wechsel in die DDR sind vor diesem Hintergrund zum Teil schwer nachvollziehbar. Doch die Lebensgeschichten dieser Menschen ermöglichen es, Alltag und Diktatur in der DDR aus einer besonderen Perspektive zu betrachten. Sie geben Einblick in Hoffnungen und Erwartungen an den DDR-Sozialismus, zeigen aber auch die Enttäuschungen über die Lebensrealität auf und geben Einblick in das Ausmaß an Kontrolle und den durch Überwachung ausgelösten Druck. Analyse und Betrachtung dieser Wanderungsbewegung ermöglichen eine Auseinandersetzung mit der DDR aus einem ganz neuen Blickwinkel.

Das Angebot ist als Wanderausstellung konzipiert und steht für weitere Ausstellungsorte zur Verfügung.
„Wechselseitig. Rück- und Zuwanderung in die DDR 1949–1989“, Eine Ausstellung von exhibeo e. V. – Gesellschaft für politische, kulturelle und historische Forschung und Bildung (Berlin) in Kooperation mit der Stiftung Berliner Mauer.
3. November 2016 bis 17. April 2017, Erinnerungsstätte Notaufnahmelager Marienfelde ***www.notaufnahmelager-berlin.de***.

Umfrage

Filme, die uns prägen

In einer kleinen, geschäftsstelleninternen Umfrage berichten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V., welche Filme mit historischem Bezug ihnen in Erinnerung geblieben sind.

■ **Astrid Schuhmann, Verwaltungsfachangestellte**

„Soweit die Füße tragen“ (1959) – in der mehrteiligen Version. Hier wurde ich von meinem Opa zum Anschauen „zwangsverpflichtet“, weil er das auch durchlebt hat und wollte, dass ich verstehe, warum er so war, wie er nun mal war. Bereichernd fand ich „Das Leben der Anderen“ (2006) – weil ich mit DDR-Geschichte nie etwas zu tun hatte. Aus der Schulzeit fällt mir noch „Die Welle“ ein, weil er nachvollziehbar und nicht allzu heftig vermittelt, wie man Menschen manipulieren und wie schnell gewisses Gedankengut bei den falschen Menschen in die falsche Richtung gehen kann.

■ **Conny Baeyer, Fundraisingmanagerin**

Die Serie „Holocaust“ (1978) hat mich so beeindruckt, dass ich danach noch das Buch sowie viele weitere zu diesem Thema gelesen habe. Auch die „Exodus“-Verfilmung (1960) des Romans von Leon Uris begleitet mich seit vielen Jahrzehnten. Und „Der Pianist“ (2002) war ein herausragender Film. Die Rollen waren hervorragend besetzt. Die menschliche Geschichte in dieser unmenschlichen Zeit hat mich sehr beeindruckt. Neuere Filme sind „Die Bücherdiebin“ (2013) und „Nebel im August“ (2016).

■ **Dennis Riffel, wissenschaftlicher Referent**

Stärker als Filme haben mich Gespräche mit meinem Opa und sein Fotoalbum aus dem Zweiten Weltkrieg geprägt. Mit 17 habe ich den Film „Die Brücke“ von Bernhard Wicki (1959) gesehen. Das Schicksal der 16-Jährigen, die im April 1945 als letztes Aufgebot eine völlig unwichtige Brücke gegen US-Panzer verteidigen, hat mich sehr bewegt. Damals beschäftigte mich die Frage, ob ich Wehr- oder Zivildienst leisten solle. Der Film „Nebel im August“ (2016), bei dem Gegen Vergessen – Für Demokratie e. V. Kooperationspartner ist, hat ein ähnliches Potenzial wie Steven Spielbergs „Schindlers Liste“ (1993).

■ **Kai Sachse, studentischer Mitarbeiter**

„Schindlers Liste“ (1993) auf jeden Fall. Er hat als erster großer Kinofilm zum Thema Holocaust großes Unverständnis für das Geschehene ausgelöst und die Unbegreifbarkeit und Unmenschlichkeit der Shoah verdeutlicht. Zur Stasi-Vergangenheit Deutschlands haben wir in der Schule „Das Leben der Anderen“ (2006) geschaut. Der Film löste viele Diskussionen über das SED-Regime aus, mit dessen Geschichte westdeutsche Schüler sonst nicht intensiv beschäftigt werden. „Good Bye Lenin“ (2003) hat mich mit der Ambivalenz des Mauerfalls konfrontiert. Für ein anderes, wichtiges Kapitel deutscher Geschichte steht der „Baader Meinhof Komplex“ (2008).

■ **Liane Czeremin, Referentin Öffentlichkeitsarbeit**

Bücher haben mich mehr geprägt als Filme. Bei den Filmen waren zeitgenössische Produktionen wie „Casablanca“ (1942) oder „Der große Diktator“ (1940) für mich bedeutend. Ihr Appell an eine humane Grundhaltung hat auf mich authentisch und ehrlich gewirkt. Der Ausschnitt über das Milgram-Experiment im Film „I wie Ikarus“ (1979), der uns in der Schule gezeigt wurde, war wichtig für mich um nachzuvollziehen, zu welchen Taten ganz normale Menschen (wie im Zweifel auch ich selbst) fähig sein können. ■

Oral History mit Lokalbezug: Der Dokumentarfilm „Die Flucht der Kinder“

Mit dem Film „Die Flucht der Kinder“ entstand zur Jahrtausendwende eine Dokumentation, die es auch heute noch ermöglicht, das Schicksal verfolgter Juden aus dem Raum Kassel hautnah nachzuempfinden. Ähnlich wie bei dem großen Oral-History-Projekt des Regisseurs Steven Spielberg stand auch in Kassel der persönliche Kontakt zu Zeitzeugen am Anfang dieser Idee.

Screenshots: Liane Czeremin

Die Zeitzeugin Ellen Davis berichtet.

Ernst Klein, Sprecher der Regionalen Arbeitsgruppe Nordhessen/Südniedersachsen, hat in den 1990er-Jahren weltweit nach Überlebenden des Holocaust gesucht, die ihre Wurzeln in Nordhessen haben. Er nahm Kontakt zu ihnen auf und lud sie zu sich nach Kassel und Volkmarsen ein. Viele der Besucher vertrauten ihm ihre Lebensgeschichte an. So wuchs die Idee, die Erzählungen filmisch festzuhalten und künftigen Schülergenerationen einen Eindruck zu vermitteln, was in ihrer unmittelbaren Umgebung damals geschah.

In Zusammenarbeit mit der Filmemacherin Heidi Sieker entstand eine filmische Collage, die ein plastisches Bild davon vermittelt, wie jüdische Kinder während der NS-Zeit schrittweise ihre Rechte verloren, ihr Alltag immer mehr eingeschränkt wurde, bis spätestens nach der „Reichspogromnacht“ deutlich wurde, dass Juden in Deutschland ihres Lebens nicht mehr sicher sein konnten. Verzweifelt versuchten Eltern, wenigstens ihre Kinder zu retten und ins Ausland zu schicken. Die „Kindertransport“-Aktion Großbritanniens war eine der wenigen Möglichkeiten – sie vermittelte mehr als 10 000 jüdische Kinder vornehmlich aus Deutschland in einheimische Pflegefamilien. Doch die Rettung der Kinder war oft mit dem endgültigen Abschied von ihren Familien verbunden. Die meisten Angehörigen überlebten den Holocaust nicht.

Regisseurin Sieker belässt es nicht dabei, die Interviews mit den „Kindern“ – wie diese sich immer noch nennen – nebeneinander zu stellen. Sie hat Filmsequenzen an Originalschauplätzen gedreht und Jugendliche aus Kassel gefilmt, die Passagen aus dem Theaterstück „Kindertransport“ von Diane Samuels spielten. Für Schüler, die künftig nicht mehr die Möglichkeit haben werden, persönlich mit Zeitzeugen der NS-Zeit zu sprechen, birgt dieser unterrichtstaugliche 60-Minuten-Film die Chance, eigene, lokal verankerte Bezüge zu den historischen Geschehnissen herzustellen.

Der Aufwand hat natürlich Kosten verursacht, die nur durch die Zusammenarbeit vieler lokaler Akteure zu tragen waren. Zusätzlich hatte der damalige Vorsitzende von Gegen Vergessen – Für Demokratie e. V. Hans-Jochen Vogel einen Kontakt zu Walther Seinsch hergestellt. Der langjährige Vereinsvorsitzende des FC Augsburg unterstützte den Film mit einer großzügigen Spende.

Darüber hinaus haben einige Kontakte das Projekt überdauert. Ernst Klein: „Der oft im Film zu sehende Bern Brent/Gert Bernstein stammt aus einer alteingesessenen Volkmarser Familie, wohnte aber mit seinen Eltern in Berlin. Er ist jetzt 93 Jahre alt und lebt in Australien. Wir haben uns erst in diesem Frühjahr wieder getroffen.“ ■

In dem Film sind auch alte Zeitungsartikel, Fotos und Theaterszenen zu sehen.

Petra Metzger

Der letzte Zeuge: Hochbunker Körnerstraße 101 in Köln-Ehrenfeld

Der Zweite Weltkrieg war in vollem Gange, der verheerende 1.000-Bomber Angriff auf Köln bereits vorbei, als Anfang 1943 im proletarisch-kleinbürgerlichen Teil Köln-Ehrenfelds ein Luftschutzbunker für rund 1.500 Menschen fertiggestellt und seiner Bestimmung übergeben wurde. Die bemerkenswerte Geschichte des Geländes an der Körnerstraße, die der Bunkerverein wach halten will, begann aber bereits Mitte der 1920er-Jahre.

Der Kaufmann Peter Winkels veräußerte im August 1926 zwei nebeneinanderliegende Flurstücke an der Körnerstraße 93 an die Jüdische Gemeinde Kölns, die darauf eine Stadtteilsynagoge errichten wollte. Der renommierte Kölner Architekt Robert Stern, der bereits einige Villen und mehrere Bauten für die Jüdische Kultusgemeinde errichtet hatte, schuf ein modernes Gotteshaus, dessen schlichtes Äußeres mit leuchtender Farbigkeit im Inneren überraschte. Neben der Synagoge entstand ein bescheidener Gebetsraum für die Wochentage, eine Religionsschule und ein Wohnhaus für den Kantor.

Fotos: Petra Metzger

Von Fotografie bis Performance, elektronischer Kunst bis Streetart: Der Bunker bietet ein besonderes Raumerlebnis und kann so das Interesse für Funktion und geschichtlichen Hintergrund des Gebäudes bei Menschen aus unterschiedlichen Milieus wecken

Die Einweihung fand im September 1927 statt. In der Pogromnacht zum 10. November 1938 wurde die Synagoge geschändet und niedergebrannt. Wie Zeitzeugen berichteten, schauten dabei umstehende Beobachter, darunter auch Feuerwehrleute, tatenlos zu.

Zuflucht und Notquartier

Dem „Führer-Sofortprogramm“ folgend, wies man 1940 das benachbarte Grundstück Körnerstraße 101 als Bunkerstandort aus. 1941/42 wurde der dreistöckige Hochbunker gebaut. Tatsächlich hielt er den Luftangriffen der Alliierten stand und bot den Anwohnern Zuflucht. Als in der Nachkriegszeit Wohnraum knapp war, wurden dort Flüchtlinge und ausgebombte Familien einquartiert. Rund zehn Jahre lang dienten die fensterlosen und stickigen Räume als Notunterkunft, bis sie mit dem Entbunkerungsprogramm im Jahr 1955 aufgegeben wurden.

Ein Ort verdichteter Zeitgeschichte: Der Bunker in Köln Ehrenfeld soll eine Schnittstelle zwischen lebendiger Erinnerung und künstlerischer Auseinandersetzung sein.

Der monumentale Baukörper blieb für etwaige Katastrophenfälle erhalten und befindet sich heute größtenteils im ursprünglichen Zustand. Er ist im Besitz der Bundesanstalt für Immobilienaufgaben. Zwar erinnert heute eine Gedenktafel und auch die Bunkerbemalung an die Nachbarschaft der von den Nationalsozialisten zerstörten Synagoge, aber längst nicht jeder, der den Bunker kennt, weiß auch um die Vorgeschichte des Areals.

Vergegenwärtigung des Vergangenen

Die erste künstlerische Nutzung fand 1981 statt. Daniel Spoerri, der damals an den Kölner Werkschulen unterrichtete, führte dort mit seinen Studenten die Aktion „Promenade sentimentale“ durch. »

Foto: Petra Metzger

Ort und Geschichte in vielfältigen Ausdrucksformen reflektieren: Der Förderkreis Hochbunker Körnerstraße 101 e. V. ermöglicht im Bunker Kunstausstellungen und Installationen.

» Angestoßen durch Ehrenfelder Künstler machte sich eine Initiative für den Erhalt des Bunkers stark. Felix Droese stellte unter dem Titel „5.45 Uhr, 1. September 1989“ aus. Anlass war der 50. Jahrestag des deutschen Angriffs auf Polen und erstmalig in Deutschland gab es Kinderzeichnungen aus Theresienstadt zu sehen.

1995 wurde der Bunker unter Denkmalschutz gestellt. Als Begründung hieß es: „Die jüdische Vergangenheit Ehrenfelds, die Ereignisse der Judenverfolgung und die des Luftkrieges haben Planung, Bautätigkeit und Abriss in diesem Teil der Körnerstraße bestimmt und der Bunker als letzter Zeuge zwingt zur Erinnerung an diese historischen Verstrickungen.“ Für die Genehmigung der öffentlichen Nutzung musste der Stadtbezirk erhebliche Mittel in die Infrastruktur von Elektrik bis Toiletten investieren. Dann setzte das kulturelle Nachleben des Bunkers ein.

Ort und Geschichte in vielfältigen Ausdrucksformen reflektieren

Seit 2012 ist der Förderkreis Hochbunker Körnerstraße 101 e. V. Mieter des Bunkers und bespielt das Erdgeschoss mit einem vielseitigen Kulturprogramm, in dem geschichtliche Zusammenhänge und aktuelle gesellschaftliche Bedingungen thematisiert werden. Der Verein möchte alters-, schichten- und kulturübergreifend dazu einladen, sich mit Geschichte und Gegenwart auseinanderzusetzen und darüber miteinander ins Gespräch zu kommen. Vor allem ein junges, medienaffines Publikum hat diesen Kunstort für sich entdeckt. Eines der Erfolgsformate ist „Bring your own Beamer“. Hier nutzen Künstler die Innenräume des Bunkers als Projektionsfläche für Videos, grafische Bewegtbilder und audiovisuelle Loops.

Von Fotografie bis Performance, elektronischer Kunst bis Streetart werden unterschiedliche Formate präsentiert, denen das Raumerlebnis eine besondere Dimension hinzufügt. Vielleicht auch, weil der Bunker der Tendenz zur Zerstreuung entgegen- und auf Sammlung und Konzentration hinwirkt: Außeneinflüsse wie Licht und Handyempfang bleiben buchstäblich außen vor.

Junge Besucher reagieren unmittelbar mit Sätzen wie „Voll die krasse Location!“ – ein Ansatzpunkt, um Interesse für das Gebäude, seine Funktion und seine Geschichte zu wecken.

Verstehen und Verständigung

Seit 2015 unterstützt die Landeszentrale für politische Bildung ein Projekt, das die historisch-politische Dimension des Bunkers für ein breites Publikum erschließen soll und darauf hinwirkt, die vielfältige Nutzung langfristig für den Stadtteil zu erhalten. Nicht als Gedenkstätte, sondern als Schnittstelle zwischen lebendiger Erinnerung und künstlerischer Auseinandersetzung.

Anhand von Zeitzeugengesprächen entsteht eine Materialsammlung, die online zugänglich gemacht werden wird. Kooperationsgespräche fanden und finden statt: mit Schulen und Seniorengruppen, mit Stadtteilinitiativen, dem Bürgerverein Ehrenfeld, dem Kölner NS-Dokumentationszentrum und mit DOMiD, dem Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e. V. Eine Geschichtsgruppe arbeitet seit Monaten auf eine Ausstellung hin, die im November 2016 die Geschichte des Ortes nachzeichnen wird. An die frühe Nutzung erinnert darin ein Modell der Ehrenfelder Synagoge, das von der örtlichen Jugendwerkstatt für den Bunker hergestellt wurde.

Der Bunker ist also Ausgangs- und Zielpunkt für vielfältige Aktivitäten und Zielgruppen. Auch Leseabende und Diskussionen könnten hier einen festen Platz haben, wenn nicht die unwirtliche Rohheit und vor allem die Kälte des Raumes dagegenstünden. Echte Aufenthaltsqualität, sodass man sich gerne hinsetzt und einer Diskussion oder einem Vortrag folgt, hat der Bunker nicht.

Zwischen Kulturraum und Erinnerungsarbeit, Völkerverständigung und Toleranzerziehung: Der Bunker bietet Raum für vielfältige Initiativen und Projekte.

Foto: Petra Metzger

Die Länge der gezeigten Filme schwankt mit den Jahreszeiten. Im Frühjahr und Herbst sind 45 Minuten das Maximum, wobei heißer Tee und Decken die Besucher wärmen. Der Bunker ist unbeheizt und aus finanziellen Gründen auch unbeheizbar. Die Kosten, um ihn auf erträgliche Temperaturen zu bringen, kann der Verein nicht aufbringen, da schon die monatliche Miete eine große Belastung darstellt. Sie muss für das ganze Jahr gezahlt werden, obwohl der Bunker im Winter höchstens stundenweise nutzbar ist. Verhandlungsbereitschaft des Bundes wäre für die Bestandssicherung ein Segen.

Foto: Petra Metzger

Auch Filmvorführungen sind Teil des Programms – den klimatischen Bedingungen im Bunker zum Trotz.

Ein Ort verdichteter Zeitgeschichte

Längst gilt der Bunker über Ehrenfeld hinaus als Erinnerungsort mit besonderem Potenzial, da er auch Menschen außerhalb des klassisch-bürgerlichen Bildungsmilieus erreicht. Und dies genau deshalb, weil er weder Gedenkstätte noch Museum ist. Von den Angeboten fühlen sich nicht nur die Digital Natives angesprochen. Da für Veranstaltungen kein Eintritt erhoben wird, nehmen auch Menschen in prekären Lebensverhältnissen an den Veranstaltungen teil. Themen wie Krieg und Verlust, Herkunft und Zukunft, Heimat und Nachbarschaft erreichen zudem Menschen nichtdeutscher Herkunft. Damit wird ein Schritt in Richtung einer kosmopolitischen Erinnerungskultur getan.

Das Mischkonzept dieses Erinnerungsortes ist zwar praxiserprobt, sucht aber noch seine Nische in der Förderlandschaft. Angesiedelt zwischen Kulturraum und Erinnerungsarbeit, Völkerverständigung und Toleranzerziehung, erfüllt der Bunker viel mehr Aufgaben als eine Gedenkstätte, denn er bietet Raum für den lebendigen Austausch.

Im Bunker geht es nicht allein ums Erinnern. Es geht um Bewusstsein und Haltung. Und dies könnte eine langfristige Vision für diesen architektonischen Störfaktor in der Körnerstraße sein. Er könnte als Werbeträger für Menschlichkeit fungieren. ■

Foto: Petra Metzger

Foto: Robert Stern

Modell der Ehrenfelder Synagoge, die in der Pogromnacht am 10. November 1938 zerstört wurde und sich in direkter Nachbarschaft zum später errichteten Luftschutzbunker befand. (Bild oben)

Innenansicht der Ehrenfelder Synagoge vor der Zerstörung. (Bild links)

Petra Metzger ist Journalistin und Autorin in Köln.
Weitere Informationen zum Thema finden Sie unter: *www.bunkerk101.de*

Irene Köß

Vom Schreckensort Hoheneck zur Gedenkstätte

Ach, daß … (20. Dezember 1953)

Ach, daß ich einmal sagen könnte:
ich glaub an mich;
Ach, daß ich einmal fühlen dürfte:
ich liebe dich;
Ach, daß ich einmal hoffen wollte:
es kommt ein Licht;
Ach, daß ich einmal lernen sollte:
aus dem Verzicht.
Ach, daß ich einmal wissen würde:
ein Freund zu sein;
Ach, daß ich nicht mehr glauben müßte:
ich bin allein!
Ach, daß im Dämmerdunkel gar kein Stern,
kein Weg sich zeigt,
Ach, daß die Seele irrend sucht
und schweigt – und schweigt …

Fotos: Irene Köß

Das Gebäude im heutigen Zustand – die Fertigstellung der Gedenkstätte ist im Laufe des Jahres 2017 geplant.

Dieses Gedicht stammt von Edeltraud Eckert, die nach fünfjähriger Haft 1955 im Alter von 25 Jahren nach einem Arbeitsunfall in der Strafanstalt Hoheneck in Stollberg im Erzgebirge starb. Wegen des Transportierens von Flugblättern einer Widerstandsgruppe war die Studentin aufgrund einer Denunziation verhaftet und vom Sowjetischen Militärtribunal zu 25 Jahren Haft und Arbeitslager verurteilt worden. Der Vorwurf lautete: Spionage. In der Strafanstalt Waldheim (bei Chemnitz) wurde der „Strafgefangenen Eckert" 1953 wegen guter Arbeitsleistung gestattet, ein Oktavheft und einen Bleistift (keinen Radiergummi) zu besitzen, um ihre Gedichte und Kompositionen aufzuschreiben. Im selben Jahr wurden ihr bei einem Arbeitsunfall zwei Finger gequetscht; kurz darauf diagnostizierte man Tuberkulose bei ihr. Bei der Verlegung in die Strafanstalt Hoheneck 1954 nahm man ihr das Oktavheft ab. Ohne ihr Wissen legte Ende 1954 eine Kommission ihr Strafende auf Mai 1958 fest.

Die sanitären Anlagen - sechs Waschbecken und zwei Toiletten für 48 Frauen.

Ende Januar 1955 erlitt Edeltraud Eckert während der Arbeit in der Schneiderei einen Unfall, bei dem das gesamte Haar der linken Kopfhälfte abgerissen wurde. Haarnetze schaffte man erst nach diesem furchtbaren Geschehen an. Die Rettungsmaßnahmen für das Opfer waren von Anfang an unzureichend. Erst im April wurde die Kranke vom Haftkrankenhaus Leipzig-Meusdorf in die Universitätsklinik Leipzig verlegt, wo sie nach mehrfachen Operationen und wochenlangem Todeskampf am 18. April 1955 an den Folgen eines Wundstarrkrampfes starb – allein weil es die Verantwortlichen des Strafvollzuges so wollten. Ihr Leichnam wurde eingeäschert und in einem geheim gehaltenen Massengrab beigesetzt. Das Schreibheft wurde der Familie einige Tage später übersandt. Jürgen Blunck hat im Jahr 2000 über das Leben der Edeltraud Eckert eine Biografie mit dem Titel „Vom Leben trennt dich Schloß und Riegel" geschrieben. Das Buch ist nur noch antiquarisch erhältlich. Das außergewöhnliche Schicksal von Edeltraud Eckert soll hier stellvertretend für alle Frauen stehen, die in Hoheneck inhaftiert waren.

Die Strafanstalt Hoheneck war von 1950 bis 1990 das zentrale Frauengefängnis der DDR. Hier legte man bewusst Kriminelle (Mörderinnen, NS-Täterinnen etc.) mit Frauen zusammen, die aus politischen Gründen (u. a. wegen versuchter Republikflucht) inhaftiert waren. Die Haftbedingungen waren katastrophal: minderwertiges Essen, unzureichende Bekleidung, bis zu 30 Frauen in einer Zelle auf engstem Raum, häufige Überbelegung des für 600 Menschen ausgelegten Gefängnisses, Arrest für geringste Vergehen, Schikanen durch das Wachpersonal und Postzensur. Viele mussten in überfüllten Zellen „Bodenschläfer" sein. Die Frauen litten unter der Kälte und Feuchtigkeit in den alten Mauern (1861 war hier auf den Resten eines Jagdschlosses das „Königlich-Sächsische Weiberzuchthaus" errichtet worden). Die sanitären Bedingungen waren unzumutbar: Sechs Waschbecken und zwei (offene) Toiletten für 48 Frauen aus zwei Zellen.

Fotos: Irene Köß

Mit Glassplittern bespickte Mauer.

Viele Gefangene mussten im Drei-Schicht-System mit wöchentlichem Wechsel arbeiten. In den 1950er-Jahren erfolgte dies in der Gärtnerei, Näherei, Tischlerei etc. Ab den 1960er-Jahren wurden Bettwäsche, Strumpfhosen und Elektromotoren u. a. für den Export in den Westen hergestellt. Manch eine vom Westen freigekaufte ehemalige Gefangene fand in Kaufhäusern in der Bundesrepublik die in Hoheneck hergestellte Ware wieder. Die zu schaffenden Normen waren hoch. Arbeitsverweigerung wurde streng bestraft. Im November 1989 erfolgte eine Amnestie für die letzten politischen Gefangenen der DDR. Nach 1990 kamen auch männliche Häftlinge nach Hoheneck. Erst 2001 wurde der Gefängnisbetrieb auf Hoheneck eingestellt. Unzählige Frauen nahmen lebenslang Schaden an Körper und Seele.

In der oben erwähnten Biografie über Edeltraud Eckert wird aus einer TV-Dokumentation über Frauen als politische Gefangene zitiert: „Wenn man eine Qualifizierung des Negativen vornehmen will, muss man als die bedeutendste die Schreckensburg Hoheneck nennen. Sie war das Sadistischste, was sich Menschenhirne nach Ravensbrück und Buchenwald zur Demütigung nicht konform denkender und handelnder Frauen zu deren Unterdrückung und psychischen, ja physischen Vernichtung haben ausdenken können."

Das Ministerium für Staatssicherheit unterhielt in Hoheneck, wie in anderen Strafvollzugseinrichtungen auch, ein dichtes Netz von Informanten. Im Jahre 1984 gab es 24 Stasi-Spitzel (Insassinnen und Belegschaft). Inoffizielle Mitarbeiter (IM) unter den Gefangenen lieferten Berichte über das Wachpersonal und Spitzel in der Belegschaft verrieten die eigenen Kollegen.

Seit 2014 ist die Stadt Stollberg im Besitz der Immobilie. Zehn Jahre lang war sie in der Hand eines privaten Investors, der ein Erlebnis-Hotel daraus machen wollte. Proteste von ehemaligen Häftlingen und Opferverbänden verhinderten dies.

Blick in eine Zelle der Strafanstalt Hoheneck.

60 Jahre nach dem Tod von Edeltraud Eckert und mehr als 25 Jahre nach dem Fall der Mauer wird nun der Leidensort Tausender Frauen teilweise zu einer Gedenkstätte umgebaut. In einen anderen Teil der Räumlichkeiten soll eine Experimentierschau für Kinder einziehen („Phänomenia"). Die Fertigstellung der Gedenkstätte ist im Laufe des Jahres 2017 geplant.

Die zukünftige Gedenkstätte Stollberg hat ein Interimsbüro im Carl-von-Bach-Haus in Stollberg, Herrenstraße 5, eingerichtet; Öffnungszeiten montags bis freitags von 14 bis 17 Uhr. Ansprechpartnerin ist Eva Werner (Tel. 037296 924168 oder 0152 06268553; kontakt@gedenkstaette-hoheneck.com). Führungen werden ausschließlich über Frau Werner koordiniert. Nähere Informationen sind auf der Homepage www.gedenkstaette-hoheneck.com zu finden. ■

Irene Köß ist Verwaltungsangestellte und seit 2012 Mitglied von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.

Bernd Faulenbach

Volk und Demokratie – zu einer irritierenden Diskussion

„Wir sind das Volk", skandierten die Demonstranten in Leipzig und vielen anderen Orten der DDR im Herbst 1989. Zurzeit wird dieser Ruf von Pegida und anderen den demokratisch gewählten Repräsentanten unseres Landes entgegengeschrien – in völlig anderen Kontexten als damals. Keine Frage, hier maßt sich eine Gruppe an, für das Volk zu sprechen, indem sie ihre eigenen Positionen verabsolutiert und die gewählten Vertreter als „Volksverräter" diffamiert – wie das etwa am 3. Oktober 2016 in Dresden geschehen ist: Man ist gegen „die da oben", in Berlin oder wo auch immer, ein antipolitischer Zug ist dabei unübersehbar.

So absurd vielen dies Geschehen auch erscheinen mag, so müssen wir es neben anderen Phänomenen doch als Symptom der Entfremdung zwischen Teilen der Bevölkerung und den politischen Institutionen auffassen. Auch wer nicht zu alarmistischen Reaktionen neigt, hat nach dem gegenwärtigen Zustand unserer Demokratie zu fragen. In welchem Verhältnis stehen „Volk" und „Demokratie"?

Zum Begriff des Volkes

Der Begriff des „Volkes" spielt in der Demokratietheorie eine bedeutsame Rolle. Selbstverständlich gehen wir seit der Französischen Revolution von der Volkssouveränität aus (im Gegensatz zu einem Staat, in dem die Souveränität beim Königtum oder auch beim Adel liegt). Demokratie ist „Volksherrschaft" – doch wer ist das „Volk"?

Zurzeit wird der Begriff „Volk", der die Gesamtheit der Bürgerinnen und Bürger eines Staatsgebietes umfasst, manchmal wieder sehr traditionalistisch definiert, mit bedenklichen Tendenzen. „Volk" wird dann als ethnische Gemeinschaft definiert. Völker besitzen demnach bestimmte unveränderbare Charakterzüge, gleichsam genetische Gemeinsamkeiten: eine Auffassung, die eben doch problematisch ist. Als Johann Gottfried Herder die Verschiedenheit der Völker, zumal in Ostmitteleuropa, entdeckte und seine Theorie der Volksgeister entwickelte, war dies zweifellos ein Erkenntnisfortschritt, der dazu führte, die Besonderheiten der Sprachen und Kulturen der slawischen Völker ernst zu nehmen. Bis heute steht Herder deshalb in Osteuropa in hohem Ansehen. Doch die Geschichte ging weiter. Die Theorie des Volkes als natürliche Gemeinschaft amalgamierte sich verstärkt seit dem Ersten Weltkrieg mit rassistischen Vorstellungen und wurde vom Nationalsozialismus im Kontext der Rassen- und Umsiedlungspolitik verwendet.

Der Volksbegriff der NS-Zeit erscheint zu Recht diskreditiert, das dazugehörige Adjektiv „völkisch", mit dem rechtsextreme Bewegungen mit antisemitischer und antimoderner Stoßrichtung nach dem Ersten Weltkrieg gekennzeichnet wurden, ist seitdem als normaler Begriff zur Deskription soziokultureller Gemeinsamkeiten unbrauchbar. Wenn gar Begriffe wie der der „Umvolkung" verwandt werden, geraten wir unversehens in die NS-Vorstellungswelt, vor deren Aktualisierung nachdrücklichst zu warnen ist.

Auch wenn das „Volk" in den meisten Staaten kulturelle Gemeinsamkeiten und eine vorherrschende Sprache aufweist, tun wir gut daran, uns das „Volk" nie homogen vorzustellen. Und im politischen Raum ist „Volk" der Demos, der seinen Willen in der Demokratie nach dafür vorgesehenen Regeln bekundet. Der ethnisch definierte Volksbegriff ist als politischer Bezugsrahmen nicht nur unbrauchbar, sondern – wie die Geschichte des Nationalismus zeigt – auch gefährlich.

Zum Begriff der Demokratie

„Demokratie" ist „Volksherrschaft", die allerdings recht unterschiedlich aussieht. Der Begriff hat eine lange Geschichte. Und es lohnt sich, die Geschichte der Demokratie zu rekonstruieren und bewusst zu machen, gerade auch in Deutschland. Sie beginnt hier keineswegs erst nach 1945, besitzt eine längere Vorgeschichte, in der die Amerikanische und die Französische Revolution konstitutive Ereignisse sind. Neben revolutionären Ereignissen stehen seitdem evolutionäre Prozesse der Verfassungsgeschichte. Im 20. Jahrhundert erfolgte in Europa die Durchsetzung der Demokratie in drei großen Wellen – nach dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg sowie nach 1989/90.

In der Gegenwart ist „Demokratie" nach vorherrschender Einschätzung mehr als ein bloßes Institutionengefüge zur Regelung politischer Willensbildung durch Mehrheitsentscheidungen. Demokratie ist nicht nur Gewährleistung von Herrschaft auf Zeit, zu ihr gehören auch Gewaltenteilung, Rechts- und Sozialstaatlichkeit und sie fußt auf einer Zivilgesellschaft, in der die Bürgerinnen und Bürger Demokratie als Lebensform begreifen. Angesichts der gegenwärtigen Diskussion seien einige Kriterien der Demokratie hervorgehoben:

(1) Die Geltung von Menschen- und Bürgerrechten ist nicht nur Voraussetzung, sondern auch Ziel staatlichen Handelns, das stets die Würde des Menschen zu achten und zu gewährleisten hat. Die Grundrechte garantieren auch die Rechte von Minderheiten. Ohne Rechtsstaatlichkeit, die staatliches Handeln an Gesetze bindet und die Unabhängigkeit der Justiz garantiert, ist Demokratie aus unserer Sicht undenkbar – was die derzeitigen Konflikte in Ungarn und Polen so besorgniserregend macht.

(2) Demokratie ist nicht einfach Mehrheitsherrschaft, vielmehr Herrschaft auf Zeit, auf den verschiedenen Ebenen. Diese wird durch gewählte Repräsentanten wahrgenommen, das heißt von Parlamentariern. Demokratie, wie wir sie verstehen, ist im Allgemeinen parlamentarische Demokratie. Inwieweit direktdemokratische Elemente ergänzend möglich und nötig sind, ist strittig. Das Grundgesetz der Bundesrepublik kennt Volksentscheide nur zu Fragen der Neugliederung der Länder. Möglich sind Volksbegehren und Volksentscheide jedoch auf kommunaler und auf Länderebene. Eine Ausdehnung des direktdemokratischen Prinzips auf die gesamtstaatliche Ebene ist nicht ohne Risiko und bedarf sorgfältiger Abwägung im Hinblick auf ihre Folgen. Der „Brexit" und andere Entscheidungen scheinen jedenfalls den Skeptikern Recht zu geben, dass Volksentscheide über komplexe Fragen immer auf eine schlichte Ja-nein-Frage hinauslaufen, sodass komplexe Sachverhalte extrem vereinfacht werden, mit der Gefahr, dass populistische Bewegungen vielfach Volksentscheide nutzen. Zu bedenken ist auch, dass plebiszitäre Mechanismen in Geschichte und Gegenwart gerade auch von nichtdemokratischen autoritären oder gar totalitären Systemen instrumental verwandt wurden und werden. Die manchmal als positives Beispiel genannte Schweiz weist singuläre Züge auf, wobei zudem durchaus Zweifel an der Weisheit mancher Volksentscheide in diesem Land angebracht scheinen.

(3) Parteien bilden offensichtlich eine unersetzbare institutionelle Ebene funktionierender Demokratien. Dabei sind unterschiedliche Strukturen denkbar. Bedeutsam ist bezogen auf das Parlament sowohl das Prinzip der Spiegelung des Wählerwillens als auch das Ermöglichen stabiler Regierungsbildung und politischer Handlungsfähigkeit; in einer gewissen Spannung damit stehen Partizipations- und Integrationsprinzip. In jüngerer Zeit hat sich in Deutschland, wo jahrzehntelang ein System mit zwei Volksparteien und einer dritten kleineren Partei herrschte, wieder das traditionelle Vielparteiensystem durchgesetzt, das Koalitionsregierungen nötig macht und die politische Willensbildung aus den Parteien in die Koalitionsausschüsse verlegt. Die Rolle der Parteien und ihrer Mitglieder wird damit tendenziell geschwächt, obwohl das Parteiensystem der Partizipation breiter Bevölkerungskreise bedarf, um Demokratie zu realisieren.

Foto: Arne Schmidt / Konzeptautoren

Eine „Bärgida"-Demo in Berlin: Die rechtspopulistischen Protestbewegungen vermitteln eine problematische Auffassung von angeblich homogenen Völkern.

(4) Das europäische Demokratiemodell schließt die Sozialstaatlichkeit ein, die lange als deutscher Beitrag zum westlichen Demokratiemodell bezeichnet worden ist, im Einzelnen jedoch eine recht unterschiedliche Gestalt annehmen kann. Insgesamt gesehen gibt es in den europäischen Gesellschaften Erwartungen an staatliches Handeln. Dabei soll dieses einerseits begrenzt sein, andererseits soll der Staat wichtige Aufgaben für die Gesellschaft wahrnehmen: ein Spannungsverhältnis, das zu vielfältigen Missverständnissen führt, die leicht gegen das „System" gewendet werden können. Dieses System stößt angesichts der internationalen ökonomischen und politischen Verflechtungen ohnehin an Grenzen.

Ansätze zur Überwindung der Vertrauenskrise in unserer Demokratie

Die Komplexität von Demokratie, Staat und Gesellschaft wird vielfach weit unterschätzt. In dieser Situation erscheint aus der Sicht von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V. unter anderem Folgendes möglich und sinnvoll:

- Politische Prozesse sind ungleich stärker transparent zu machen, in Bildungsarbeit und Medien müssen wir Illusionen und Legenden über Politik entgegentreten. Der verbreiteten Politikverachtung ist der Kampf anzusagen.
- Manche Begriffe wie der des „Volkes" sind zu hinterfragen. Es gilt, die Vielfalt und Gegensätzlichkeit, gleichzeitig aber auch die Interdependenz von Interessenlagen ernst zu nehmen, generell ein realistisches Politikverständnis zu fördern, obgleich auf die normative Idee des Gemeinwohls nicht verzichtet werden sollte.
- Zu stärken ist die Partizipation an demokratischen Prozessen. Es ist zu erörtern, wie diese Teilhabe in der heutigen Demokratie aussehen kann, die in erheblichem Maße durch die ökonomischen gesellschaftlichen Realitäten und nicht zuletzt durch transnationale Zusammenhänge mitbestimmt wird. In besonderer Weise haben die Parteien politische Teilhabe zu ermöglichen.
- Aufzuklären ist über Gefährdungen der Demokratie, wofür die Geschichte der Zwischenweltkriegszeit reiches Anschauungsmaterial bietet, in der viele Demokratien auch am Nationalismus scheiterten.
- Wir benötigen vor dem Hintergrund der Geschichte mehr Identifikation mit unserer Demokratie und den dahinter stehenden Wertorientierungen. Dazu können zeitgemäße Bildungsarbeit und Public History wesentlich beitragen.

In der gegenwärtigen Krise sind viele gefordert: Bildung und Wissenschaft, die Zivilgesellschaft, die Parteien und die Medien, auch die Bürgerinnen und Bürger, die für ihre Demokratie mitverantwortlich sind. ■

Prof. Dr. Bernd Faulenbach ist Vorsitzender von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.

An Elephant in the Room

Wie die Debatte um den Islam unsere Gesellschaft spaltet

Von Ramzi Ghandour

Ich habe schon seit längerem das Gefühl, dass kaum ein Elefant unsere Gesellschaft so polarisiert wie das „Thema Islam". Wie es das englische Sprichwort sagt, steht er mitten im Raum und man kommt kaum daran vorbei. Die meisten Debatten darüber sind von Halbwissen und allgemeiner Überforderung geprägt. In einem solchen Klima sprießen an jeder Ecke selbsternannte „Islam-Experten" aus dem Boden. Sämtliche Probleme, angefangen bei den Konflikten im Nahen Osten, Schwierigkeiten bei der Integration Geflüchteter oder die Radikalisierung von Jugendlichen, begründen sie mit bestimmten Stellen aus dem Koran oder Überlieferungen aus dem Leben des Propheten Muhammad. Dieser Erklärungsansatz ist jedoch oft irreführend, da er die Bedeutung der Religion über- und die Wichtigkeit anderer Faktoren, wie der wirtschaftlichen oder sozialen Lage von Menschen, unterbewertet.

Quelle: Walters Art Museum Baltimore

Indische Miniaturmalerei (17. Jahrhundert)

Passend zum sprichwörtlichen Elefanten, der heutzutage so viele Menschen verunsichert, fällt mir eine kleine Geschichte ein, die der berühmte persische Dichter Rumi im 13. Jahrhundert verfasste. In seinem Gedicht beschreibt er, wie ein Herrscher eine Gruppe Gelehrter in einen dunklen Raum führen lässt, um deren Weisheit zu testen. Darin befindet sich ein fremdartiges Tier, welches die Männer noch nie zuvor gesehen haben. Alle befühlen es und verlassen dann das Zimmer. Doch sobald sie gebeten werden, das Tier zu beschreiben geraten sie in einen heftigen Streit. Einer erklärt, dass das Tier weich und feucht sei. Ein Anderer berichtet von einem flachen und trockenen Wesen, dass in seiner Beschaffenheit einem großen Fächer gleicht. Für den Nächsten ist klar, dass dieses Geschöpf mit seiner rauen Oberfläche wie ein Pfeiler oder eine Säule sein muss und wieder ein Anderer berichtet von einem schlangenähnlichen Tier, das jedoch an einer Stelle Haare wie ein großer Pinsel hat. Der Dichter beschließt die Geschichte über den Elefanten in der Dunkelheit mit der Feststellung, dass sich die Gelehrten deshalb nicht einigen konnten, weil jeder nur einen Teil des Tieres wahrnehmen und interpretieren konnte. Hätten sie eine Kerze gehabt, um das Tier zu sehen hätten sie verstanden, in welchem Verhältnis die Teile zum Ganzen stehen und welchen Zweck sie erfüllen.

Der zeitgemäße Begriff für das hier beschriebene Problem lautet ‚selektive Wahrnehmung' und meint, dass Menschen bei der Beurteilung ein und derselben Sache je nach Perspektive oder persönlicher Vorprägung zu höchst unterschiedlichen Ergebnissen kommen können.

Beim „Thema Islam" haben wir es mit einer ähnlichen Situation zu tun. Jeder steht vor einem anderen Körperteil und man streitet darüber, mit welcher Art Tier wir es hier zutun haben. So ist der Islam für manche eine totalitäre politische Ideologie, für andere ist er die einzige gottgefällige Lebensweise, die Nächsten sehen in ihm eine große menschliche Zivilisation und für wieder andere ist er die Ursache von Krieg und Terrorismus. Diese Diskussion ist gut und wichtig, allerdings kommt es mir so vor, als wird sie derzeit vor allem von Personen und Meinungen bestimmt, die an einer weiteren Eskalation und Polarisierung interessiert sind. Erschwerend kommt hinzu, dass sich ausgerechnet die Islamfeinde mit den muslimischen Extremisten darauf geeinigt zu haben scheinen, mit welcher Art Tier wir es bei diesem Elefanten zu tun haben. So sind viele AfD-Anhänger der gleichen Meinung wie bestimmte Neo-Salafisten (dieser Begriff scheint sich derzeit in der Forschung durchzusetzen), wenn es darum geht, dass Islam und Demokratie unvereinbar sind. Sie glauben, dass der Koran drakonische Strafen für Diebe, Ehebrecher und Abtrünnige vom Glauben vorsieht oder dass Muslime und Nicht-Muslime ganz allgemein nicht zusammenleben dürfen. Beide Seiten bestätigen sich andauernd gegenseitig und ziehen einander sogar als Rechtfertigung für die eigene kompromisslose Haltung heran.

Ein Beispiel hierfür sind die Bürgerproteste, die beinah jeden Moscheeneubau in Deutschland begleiten. Dort äußern Menschen unter anderem die Angst, dass sich in der künftigen Moschee Personen radikalisieren könnten. Diese Haltung ist in doppelter Hinsicht problematisch. Zum einen, weil neo-salafistische Anwerbung nur in den seltensten Fällen in Moscheen stattfindet. Zum anderen stößt man mit solchen Aktionen genau die Muslime vor den Kopf, die ein aktiver und dauerhafter Teil dieser Gesellschaft sein wollen. Bedeutet ein Haus - in diesem Fall also eine Moschee - zu bauen doch endgültig angekommen zu sein, sich hier heimisch zu fühlen und gerade mit der eigenen Besonderheit dazu gehören zu wollen. Auf der anderen Seite spielt die Ablehnung der öffentlichen Sichtbarkeit von Muslimen (denn um nichts anderes geht es bei den meisten islambezogenen Debatten der letzten Jahre) genau den Kräften in die Hände, die gerade nicht an einem friedlichen Zusammenleben interessiert sind.

So verwenden gewaltbereite Neo-Salafisten die Ablehnung eines Teils der Bevölkerung gegen solche Projekte als Argument, um jungen Muslimen einzureden, dass sie in Deutschland nie dazu gehören werden. Für sie wird ein Zusammenleben nie möglich sein und „der Westen" hat „die Muslime" schon immer und überall zu unterdrücken versucht. Bei den angesprochenen Jugendlichen entsteht dann der Eindruck, dass Muslime die Opfer einer internationalen Verschwörung seien. Es wird also ihre persönliche Erfahrung von Ablehnung und Rassismus argumentativ in einen Zusammenhang mit außenpolitischen Konflikten gestellt, in denen die Rolle Deutschlands oder anderer NATO-Staaten mitunter durchaus kritikwürdig ist. Diejenigen, die sich stattdessen für ein Miteinander einsetzen, werden dann sowohl von Islamfeinden wie von muslimischen Extremisten als „Multi-Kultiromantiker", Verräter der eigenen Werte oder heimliche Sympathisanten der jeweils anderen Extremistengruppe beschimpft.

Ein Elefant hat einen Rüssel Ohren, Beine und einen Schwanz. In dem Bewusstsein darüber, dass wir alle nur einen Teil wahrnehmen können, sollten wir uns darum bemühen, die Perspektive unserer Mitmenschen besser zu verstehen und nicht nur denen zuhören, die am lautesten schreien. Vielleicht geht uns allen ja eines Tages das sprichwörtliche Licht auf und wir erkennen, dass der Elefant gar nicht der Grund für unseren Streit war. ■

Infos zum „Präventionsnetzwerk gegen religiös begründeten Extremismus" – Ein Kooperationsprojekt mit der Türkischen Gemeinde in Deutschland e.V.

Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V. engagiert sich seit Anfang des Jahres 2015 auch gegen religiös begründeten Extremismus. Im Rahmen eines bundesweit aktiven Präventionsnetzwerks unterstützt der Verein vier islamische Dachverbände sowie die Türkische Gemeinde in Deutschland e.V. in ihrem Bemühen gegen Extremismus und gesellschaftliche Polarisierung vorzugehen. Hierbei profitiert Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V. von den Erfahrungen, die mit der Jugendbildungsarbeit sowie der Online-Beratung gegen Rechtsextremismus gesammelt wurden. Projektziel ist die Etablierung beziehungsweise Professionalisierung von Bildungs- und Beratungsangeboten in den Strukturen der islamischen Dachverbände.

Ramzi Ghandour ist Islamwissenschaftler und wissenschaftlicher Referent von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.

Anzeige

Besuchen Sie das Internetformular, um bequem auch online Mitglied zu werden.

Lothar Röß

Stele in Hirschhagen erinnert an ungarische Jüdinnen

Hirschhagen. Zum Gedenken an 206 ermordete ungarische Jüdinnen wurde jetzt unweit des Ortseingangs von Hirschhagen eine Stele enthüllt.

Bürgermeister Jürgen Herwig, Jürgen Jessen vom Verein „Gegen Vergessen - für Demokratie“ und Hirschhagens Ortsvorsteher Karl-Heinrich Schlegel hatten zur Enthüllung der Stele eine 40-köpfige Gruppe geschichtlich Interessierter begrüßt, darunter auch Christopher Willing von der jüdischen liberalen Gemeinde Nordhessen. Die Stele steht unmittelbar neben der Tafel, die bereits an die vielen Toten Männer und Frauen in der ehemaligen Munitionsfabrik erinnert.

Foto: © Röß

Ort des Gedenkens: Ortsvorsteher Karl-Heinrich Schlegel (von links), Bürgermeister Jürgen Herwig und Jürgen Jessen vom Verein „Gegen Vergessen – für Demokratie“ an der Stele, die an 206 ermordete Zwangsarbeiterinnen erinnert.

206 Kieselsteine sind in einer Box mit Sichtscheibe in der Stele, einer etwa 2,40 Meter hohen und 40 Zentimeter breiten Holzbohle, untergebracht. Jeder einzelne Stein erinnert an eine der ungarischen Jüdinnen, die zum Kreis der über 1000 Zwangsarbeiterinnen im Munitionswerk in Hirschhagen zählten, die seinerzeit vom Konzentrationslager Buchenwald ins Außenlager „Vereinshaus“ nach Hessisch Lichtenau verlegt wurden, erinnerte Jürgen Jessen.

Die 206 weiblichen Jugendlichen und Frauen wurden Ende Oktober 1944 als arbeitseinsatzunfähig aussortiert, nach Auschwitz transportiert und dort ermordet. Alle Namen sind in einer Metallplatte eingraviert. Die Idee mit den 206 Kieselsteinen war 2014 anlässlich einer Gedenkveranstaltung zum 70. Jahrestag entstanden, als Dietlinde Jessen für jedes Opfer am Altar der Lichtenauer Stadtkirche einen Kiesel abgelegt hatte. Im Judentum ist es Brauch, Kieselsteine auf Gräbern abzulegen.

Keine einfache Aufgabe

Dass die Aufarbeitung des Nationalsozialismus für manche Kommune keine einfache Aufgabe sei, war sich Bürgermeister Herwig sicher. Dass es in Hessisch Lichtenau gelungen ist, sei vor allem dem Engagement von Jessen zu verdanken, lobte Herwig die Arbeit des Historikers, der bereits 2010 für seine Verdienste um die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit in der Lossestadt mit dem Ehrenbrief des Landes Hessen ausgezeichnet worden war. Jessen selbst brachte zum Ausdruck, dass die Lossestadt mit der Enthüllung der Stele eine wichtige Pflicht des Gedenkens und Erinnerns erfülle, „damit unser Wissen und Bewusstsein darüber gestärkt wird, was an Lüge und Verbrechen seinerzeit möglich war.“ Karl-Heinrich Schlegel hatte sich der Gruppe als Ortsvorsteher und Deutscher vorgestellt, der die grausame Geschichte geerbt habe. Als Führer auf dem Themenweg in Hirschhagen will er dazu beitragen, dass sich die grausigen Ereignisse nicht wiederholen.

Die Stele hatten Klaus Jannes und Jürgen Bergmann vom Baubetriebshof der Lossestadt nach den Vorstellungen von Bürgermeister Herwig und des Ehepaares Jessen gebaut. ■

Der Artikel erschien zuerst in der Hessischen/Niedersächsischen Allgemeinen (HNA). Wir danken der Zeitung und dem Autor Lothar Röß für die Genehmigung zum Abdruck und zur Verwendung des Fotos.

RAG Nordhessen / Südniedersachsen

Erinnerung an Albert Wesemeyer

Kassel gedenkt mit einer Baumpflanzung eines Widerstandskämpfers, der unter zwei Diktaturen leiden musste.

Auszüge der Rede von Ernst Klein vom 11. August 2016

Der im November 2000 in Kassel im Alter von 96 Jahren verstorbene Albert Wesemeyer, dem wir heute diesen Ginkgo-Baum widmen, war ein bemerkenswerter Zeitzeuge, ein aufrechter, unbeugsamer Geist und ein Vorbild für alle Demokraten.

Der gelernte Buchdrucker lebte seit 1930 in Kassel. Er war zunächst Mitglied der USPD, später der SPD. Nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten arbeitete er im Untergrund für die inzwischen verbotene SPD. Bei einer Kurierfahrt von Kassel nach Chemnitz wurde er mit Informationsmaterial gefasst und zu viereinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt, die er in Halle an der Saale verbüßen musste. Anschließend wurde er zum Kriegseinsatz in der deutschen Wehrmacht gezwungen. Trotz der menschenverachtenden Bedingungen im nationalsozialistischen Gefängnis hat er diese Zeit einigermaßen gut überstehen können, da er dort in der Rüstungsproduktion arbeiten und nicht unter Folter, Einzelhaft oder Unterernährung leiden musste.

Die Beendigung des Krieges und die Befreiung vom Nationalsozialismus erlebte Albert Wesemeyer in Thüringen. Hier wollte er mithelfen, die SPD wiederaufzubauen. Wie viele überzeugte Sozialdemokraten hat er sich standhaft gegen den Zwangszusammenschluss der SPD mit der KPD zur „SED“ (Sozialistische Einheitspartei) im April 1946 gewehrt. Er wurde verhaftet und zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt, die Strafe wurde später in acht Jahre Zuchthaus umgewandelt.

Die seelischen und körperlichen Qualen, die Albert Wesemeyer in den folgenden Jahren durch die sowjetische Besatzungsmacht und die DDR-Machthaber erleiden musste, sind für uns unvorstellbar:

Foto: ##

RAG-Sprecher Ernst Klein (r.) pflanzt gemeinsam mit dem Kasseler Oberbürgermeister Bertram Hilgen und Jugendlichen den Ginkgo-Baum in Gedenken an den Widerstandskämpfer Albert Wesemeyer.

- 14 Monate Untersuchungshaft
- monatelange nächtliche Verhöre bei gleichzeitigem ständigen Schlaf-Verbot
- ca. fünf Monate lang kein Hofgang, monatelange Einzelhaft
- Essen, bestehend aus Erbsenschalen, Kartoffelschalen und Wasser
- monatelang dieselbe Wäsche, keinerlei körperliche Hygiene
- eine Blumenvase als Toilette
- totales Arbeitsverbot
- zerlumpte Kleidung und brutale Verhörmethoden
- das Schlimmste von allem: die ordinärsten Beschimpfungen bei den nächtlichen Verhören, wobei „Schumacher-Faschist“ noch das Geringste war.

Schwere körperliche Schäden waren die Folge. Er war lange Zeit blind (aus Fettmangel) und konnte sich nach der Gerichtsverhandlung nur noch auf allen Vieren fortbewegen. Ohne die Hilfe von Haftkameraden, die ihm zu essen gaben und ihn – soweit wie es ihnen möglich war – auch pflegten, hätte er schwerlich überlebt. Eine schon während der U-Haft aufgetretene Lähmung der rechten Hand zwang ihn, mit der linken Hand schreiben zu lernen. Später wurde ihm von den DDR-Behörden eine vorzeitige Haftentlassung in Aussicht gestellt, wenn er sich der SED anschließen und als Spitzel für das Ministerium für Staatssicherheit »

» arbeiten würde. Dies lehnte er trotz der unmenschlichen Haftbedingungen ab.

Erst 1956 wurde er im Alter von 52 Jahren aus dem Zuchthaus Bautzen entlassen und konnte nach Kassel ausreisen, wo seine Frau lebte. Wegen der gesundheitlichen Schäden infolge der schlimmen Haftbedingungen konnte er zunächst keine Arbeit finden, was ihn trotz Bemühungen des SPD-Parteivorstands in tiefe Depressionen stürzte. Nach anderthalb Jahren bekam er dann eine Einstellung als Sachbearbeiter bei der Stadt Kassel.

Viele Jahre arbeitete er ehrenamtlich unter anderem in verschiedenen Häftlingsverbänden. Oft berichtete er als doppelt verfolgter Zeitzeuge in Schulen. Allerdings beklagte er in Gesprächen mit mir und mit Professor Friedhelm Boll oft, dass er in den 1980er-Jahren immer nur um Schilderung seiner Verfolgung in der NS-Zeit gebeten wurde, seine fast achtjährige Haftzeit im DDR-Zuchthaus Bautzen habe damals niemanden interessiert.

Albert Wesemeyer hat trotz aller Verfolgung sein Haupt weder vor dem Terror der Nationalsozialisten noch vor dem brutalen Unrecht der kommunistischen DDR-Machthaber gebeugt und für seine unbeugsame demokratische Überzeugung unsäglich gelitten. Heute verbeugen wir uns vor ihm als unvergesslichem Vorbild und widmen ihm diesen Baum in seinem langjährigen Heimat-Stadtteil Wehlheiden. Wie anders hätte sein Leben verlaufen können, wenn er nicht in die Fänge zweier rücksichtsloser Diktaturen geraten wäre.

Wir sind es ihm und allen Opfern totalitärer Herrschaft schuldig, die Erinnerung an sie und auch an die Verbrechen zu bewahren und die richtigen Lehren für die Zukunft daraus zu ziehen.

Gerade in Umbruchzeiten, wie wir sie jetzt erleben, spielt historische Orientierung eine wichtige Rolle. Viele Menschen in Europa lassen sich wieder verführen durch die Verlockungen schlichter Weltanschauungen und vermeintlich einfacher Lösungen. Im Gegensatz zum Leben in einer Diktatur wird heute bei uns niemand mehr von der Staatsmacht bedroht, wenn er für seine demokratischen Überzeugungen eintritt und Zivilcourage zeigt. Umso mehr sind wir verpflichtet, rassistischen oder neonazistischen Äußerungen und allen Formen von Intoleranz zu widersprechen, uns von Gewalttaten zu distanzieren, Irrende und Unwissende aufzuklären und Unbelehrbare in ihre Schranken zu weisen.

Zum Schluss möchte ich gerade den hier versammelten jungen Leuten aus vielen europäischen Ländern sagen: Seit 70 Jahren leben wir in Deutschland und den Nachbarstaaten in Frieden, was den früheren Generationen in Mitteleuropa nicht vergönnt war. Diese Errungenschaften eines friedlichen Miteinanders in einer freiheitlichen Gesellschaft mussten von euren Vorfahren nach vielen Rückschlägen schwer erkämpft werden. Es liegt in *e u r e r* Verantwortung, dies alles zu bewahren und weiter voranzubringen. Was wir heute tun, entscheidet darüber, wie die Welt morgen aussieht.

Vielleicht können diese jungen Bäume eine Orientierungshilfe sein: Wer durch seine Wurzeln einen festen Stand hat und dennoch beweglich ist, der wächst in eine gute Zukunft. ■

Mit dem „Ginkgo-Hain“ in Kassel werden seit 2011 mit Baumpflanzungen Zeichen für den Frieden gesetzt. An dem Projekt sind unter Federführung des Volksbunds Deutsche Kriegsgräberfürsorge und der Stadt Kassel zahlreiche Sponsoren und Unterstützer beteiligt. Die Pflanzung des Ginkgo-Baumes für Albert Wesemeyer fand im Rahmen einer Gedenkveranstaltung gemeinsam mit jungen Menschen eines internationalen Jugend-Workcamps statt.

Ernst Klein ist Sprecher der Regionalen Arbeitsgruppe Nordhessen/Südniedersachsen und zugleich Sprecher aller Arbeitsgruppen von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.

RAG-Sprecher Ernst Klein bei seiner Rede am „Ginkgo-Hain“.

RAG Rhein-Ruhr-West

Flagge zeigen: Deutschland- und Europafahnen für Duisburger Schulen

Die Regionale Arbeitsgruppe Rhein-Ruhr-West hat am geschichtsträchtigen 1. September symbolisch 140 Klassensätze aus Deutschland- und Europafahnen für Duisburger Schulen an den bedeutendsten Schulträger, die Stadt Duisburg, übergeben. Da es nicht um einen neuen Flaggenkult gehen kann, wurden ergänzend weitere Materialien zur Bildungsarbeit, nicht zwingend zum Gebrauch im Unterricht, ausgehändigt. Damit wird deutlich gemacht: Die Demokratiegeschichte Deutschlands beginnt nicht mit dem 8. Mai 1945, der Niederlage Nazi-Deutschlands im Krieg gegen die Alliierten. Die demokratische Tradition Deutschlands wurde im 19. Jahrhundert gelegt, auf dieser konnte nach der Katastrophe der zwölf Jahre aufgebaut werden. Der Beigeordnete Für Familie, Bildung und Kultur der Stadt Duisburg Thomas Krützberg hat die Verteilaktion als „sehr unterstützenswert“ bezeichnet und mittlerweile sieben Gesamtschulen und Gymnasien für die „Duisburger Flaggen- und Buchaktion“ ausgewählt.

Wir dokumentieren hier ein Interview von Redakteur Peter Klucken mit Wolfgang Braun, dem Sprecher der Regionalen Arbeitsgruppe Rhein-Ruhr-West von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V., das in der Rheinischen Post Duisburg erschien:

RP: Wenn ich heute jemanden sehe, der eine Deutschland-Fahne aus seinem Fenster hängt oder sie im Garten wehen lässt, habe ich ein ungutes Gefühl. Ich unterstelle demjenigen, der das macht, eine politische Rechtsaußen-Position, die womöglich sogar verfassungswidrig ist. Liege ich da falsch?

Braun: In vielen Fällen dürften Sie mit dem Verdacht falsch liegen. Richtige Rechtsradikale bevorzugen immer noch Schwarz-Weiß-Rot. Trotzdem: Im Alltag bleibt Schwarz-Rot-Gold im Großen und Ganzen den schrägen Personen und schrägen Situationen überlassen. Bei einer Fußballweltmeisterschaft findet kaum einer die sich anschließenden Autokorsos mit ihrem häufig bierseligen Triumphalismus anstößig. Eine andere Verwendung findet Schwarz-Rot-Gold in Einwandererkreisen. Wenn Sie nach Hochfeld gehen, flaggen manche Neudeutsche wie häufig in den USA zu finden: Flagge des Herkunftslandes plus Flagge des Aufnahmelandes.

RP: Wie sollen die demokratischen Gedanken, die mit der Deutschland-Fahne verbunden sind, Schülern vermittelt werden?

Braun: Problemlos – indem die Geschichte von Schwarz-Rot-Gold erzählt wird. Im Schweinsgalopp und damit verkürzt: Wenn ein Symbol für das andere, das bessere Deutschland steht, dann dieses. Erfunden im 19. Jahrhundert unter Verwendung der Farben des kaiserlichen Herolds, wird die Fahne mit dem Hambacher Fest zum Banner der demokratisch-revolutionären nationalen Einigungsbewegung. 1848 ist sie dann das Banner der freiheitlichen Revolution in Deutschland. Im November 1918 ist sie wiederum die Flagge der demokratischen Revolution – und für die deutsche Rechte das Symbol der verhassten November-Revolution. „Schwarz-Rot-Mostrich“ oder „Schwarz-Rot-Senf“ lautete der Hassname bei Freikorps und anderen Demokratiefeinden. Nicht umsonst sangen die Putschisten während des Kapp-Putsches: „Hakenkreuz am Stahlhelm, schwarz-weiß-rotes Band ...“

RP: Schwarz-Rot-Gold war in Deutschland traditionell die Flagge der Demokraten?

Braun: Nicht ohne Grund hieß die Republikschutzorganisation von SPD, Teilen des Zentrums und der Freisinnigen damals „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“. Jeder wusste, was damit gesagt werden sollte. Nicht ohne Grund wurde dann 1933 die deutsche Trikolore aus der Öffentlichkeit verbannt, löste Schwarz-Weiß-Rot im speziellen Nazi-Design die demokratischen Farben ab. Aufgenommen wurde diese unterdrückte demokratische Tradition 1949 – mit ihren alten Farben. An der Geschichte der deutschen Farben lässt sich die Gebrochenheit der deutschen Geschichte verdeutlichen. Daher bereiten

Foto: Tobias Kleinod

Wolfgang Braun auf der Mitgliederversammlung in Duisburg im November 2015.

wir – wir werden etwas Zeit dafür benötigen – eine Präsentation für Unterrichtszwecke vor, in der vier Fragen gestellt und beantwortet werden: Wessen Fahne? In welchem Gebiet? Zu welcher Zeit? Mit welcher Verwendung?

RP: Werden demnächst Pegida-Anhänger und fundierte Demokraten, für die Ihre Vereinigung steht, dieselbe Fahne hissen und dabei Grundverschiedenes denken?

Braun: Wir hissen zwar selber keine Flaggen, aber im Grundsatz ist das doch heute schon der Fall. Auf unseren Plakaten zum Fest der Freiheit zum Verfassungstag, dem 23. Mai, war am oberen Rand immer die »

» deutsche Trikolore mit einer kleinen Europafahne in der Mitte wiedergegeben. Das werden wir nicht ändern. Für uns steht dabei Schwarz-Rot-Gold für die Errungenschaften des Grundgesetzes, nicht zuletzt für die antirassistische Botschaft in Artikel 3.3. Die Europafahne, für deren Entwicklung im Europarat Paul. M. G. Lévy, ein Shoah-Überlebender, die Verantwortung trug, steht dabei für die antinationalistische Botschaft, Selbsteingliederung der Deutschen in das Konzert der europäischen Völker.

RP: Es kann aber, ich möchte es mal vorsichtig sagen, zu „Missverständnissen" kommen, möglicherweise gewollten Missverständnissen ...

Braun: Wenn andere dieselbe Nationalflagge als Stammestotem der „Bio-Deutschen" verstehen, haben sie entscheidende Rechtssetzungen der freiheitlich-demokratischen Grundordnung nicht begriffen. Konflikte sind dabei durchaus hilfreich. Man könnte zum Beispiel mit den Deutschtümlern das Gespräch suchen und z. B. die AfD-Anhänger, sicherlich nicht mit Pegida gleichzusetzen, befragen, warum ihre Partei in ihrem Traditionsbogen zwar 1848 und 1989 berücksichtigt, aber, große Demokraten wie Ebert, Scheidemann, Erzberger und Rathenau – damals als „November-Verbrecher" geschmäht – ausspart. Für Dritte ist der Unterschied übrigens sofort erkennbar: Die einen hissen nur Schwarz-Rot-Gold, die anderen zudem die Europa-Flagge. Deutlich gesagt: Dem Kampf um die Deutungshoheit hat man sich zu stellen. Wer sich dem entzieht, überlässt dem politischen Gegner die wirkungsmächtigen Integrationssymbole. Ob er sich dies zugesteht oder nicht. Er lässt es zu, dass die Fahne der deutschen Demokraten zur Fahne der deutschen Antidemokraten umgedeutet werden kann. Beihilfe durch Unterlassen würde der Jurist sagen.

RP: In Duisburg leben viele Menschen mit Einwanderungsgeschichte. Wie werden diese Menschen berücksichtigt?

Braun: Ganz unaufgeregt und wie in jedem traditionellen Einwanderungsland: Die Flagge ist das Integrationsangebot! Ohne Dünkel – dafür sorgen dann schon die Unterrichtsstunden zur Geschichte der deutschen Staatssymbolik. ■

Das Interview erschien zuerst in der Rheinischen Post. Wir bedanken uns für die Genehmigung zum Abdruck.

Anzeige

Besuchen Sie auch: www.demokratie-vor-ort.de

RAG Münsterland

Ellen Schlunck und Antje Thul

Junge Geflüchtete erzählen ihre Geschichte

Im Rahmen der „Nacht der Museen" waren am 3. September 2016 drei junge Geflüchtete in der Villa ten Hompel zu Gast, die in bewegenden Vorträgen über die politische Lage in ihren Heimatländern, ihren Weg nach Deutschland und ihre Wünsche für die Zukunft sprachen. Sie engagieren sich als Referenten und Referentinnen für das Projekt „Life back home – Vorträge von jungen Geflüchteten an Schulen", indem sie mit Schülern über ihre Fluchterfahrungen sprechen, sich über Vorurteile und Ängste austauschen und Möglichkeiten des zivilgesellschaftlichen Engagements aufzeigen.

Die Villa ten Hompel hatte die „Nacht der Museen" in diesem Jahr unter das Motto „Night of Dictatorship" gestellt. Über die historische Auseinandersetzung mit Gewalt und ihren Folgen in der Dauerausstellung „Geschichte – Gewalt – Gewissen" wurden in der Villa ten Hompel an diesem Abend eine Brücke zu aktuellen Erscheinungsformen diktatorischer Regime geschlagen und die sich daraus ergebenden zivilgesellschaftlichen Konsequenzen diskutiert.

Der aus Syrien stammende Abdulrahman Al Ashraf sprach über die Unterdrückung der syrischen Bevölkerung durch Präsident Baschar al-Assad. Er berichtete, wie die Repressionen im alltäglichen Leben spürbar seien und wie er den arabischen Frühling miterlebte. Dann stellte Ahlam Ali aus dem Jemen die politische Lage in ihrem Heimatland dar und richtete das Augenmerk auf den Wunsch der jemenitischen Frauen nach Gleichberechtigung und ihr persönliches Engagement, die in ihrer Heimat bestehenden Verhältnisse aufzubrechen und zu verändern. Als letzte Referentin berichtete Marah Alasaad als Zeitzeugin von ihrem Fluchtweg von Syrien nach Deutschland. Von Syrien aus über die Türkei musste sie mit dem Boot nach Griechenland übersetzen. Marah Alasaad: „Die schlimmsten fünf Stunden meines Lebens." Für sie war die Flucht die einzige, gefährliche Möglichkeit, ihr Leben weiterzuführen, was in ihrer Heimat seit dem ausgebrochenen Krieg nicht mehr denkbar war. Eine besondere Stille trat ein, als sie erzählte, dass ihre beste Freundin in Damaskus durch einen Bombenanschlag an der Universität getötet wurde. Durch ihre ergreifende, offene und ehrliche Art zu erzählen sowie die privaten Bilder von ihrer Flucht wurde das Geschehen für jeden Besucher im Saal so greifbar, dass vielen am Ende der Veranstaltung die Tränen in den Augen standen.

Die drei jungen Referenten Marah, Carina, einer Teilnehmerin, Ahlam und Abdu (v.l.n.r.).

Fotos: The Global Experience e.V.

Ahlam Ali berichtet von der Situation im Jemen. (großes Bild); Marah Alasaad zeigte private Bilder, die während ihrer Flucht entstanden. (links)

Trotz dieser traurigen gab es auch fröhliche Momente, beispielsweise als die Frage aufkam, was denn so schön an Deutschland sei. „Die Regeln", lautete eine Antwort, die „schönen deutschen Regeln". ■

Ellen Schlunck hat den Abend im Rahmen ihres FSJ-Kultur dokumentiert.
Antje Thul ist Koordinatorin des Projektes „Life back home" und Mitglied der RAG Münsterland.
Weitere Informationen zum Projekt und die Möglichkeit zur Buchung eines Workshops mit den Referentinnen und Referenten: lifebackhome.de

RAG Münsterland stellt sich vor

Gegen Vergessen – Für Demokratie e. V. ist dort stark, wo sich engagierte Bürgerinnen und Bürger zusammenfinden, um vor Ort gemeinsam für die Demokratie einzutreten. Derzeit bestehen bundesweit 36 regionale Arbeitsgruppen und Sektionen, die wir an dieser Stelle vorstellen möchten – mit den Gesichtern, die dahinter stehen. In dieser Ausgabe gibt Horst Wiechers Auskunft, der die Regionale Arbeitsgruppe Münsterland leitet.

Foto: Privat

Name: **Geburtsdatum:** **Beruf:**	**Horst Wiechers** 29. August 1946 Lehrer (pensioniert)
Motto unserer Initiative:	Wohin wir auch gehen, setzen wir den Fuß auf ein Stück Geschichte.
So bin ich bei Gegen Vergessen – Für Demokratie e. V. gelandet:	Beigetreten bin ich 1996, im Mai 1999 wurde dann die RAG Westfalen gegründet. Im September 2007 habe ich den „Staffelstab“ von Frau Dr. Gisela Schwarze übernommen.
Daraus ziehe ich Motivation für meine ehrenamtliche Arbeit:	■ Netzwerk und Teamgeist des Geschichtsortes Villa ten Hompel ■ ungeklärte historische, gegenwartsrelevante Aspekte, Probleme und Fragestellungen ■ „unbändige“ Neugier
Diese Themen interessieren mich besonders:	• Nationalsozialismus (Ideen – Kräfte – Entscheidungen) • Regionalgeschichte • Spurensuche • Erinnerungskultur
Hier bin ich außerdem aktiv:	■ Erich Kästner Gesellschaft e. V. ■ Evangelisches Forum Münster e. V. ■ Geschichtsort Villa ten Hompel ■ Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Münster e. V. ■ Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V., BV Münster
Die Idee zur RAG Münsterland entstand, …	… auf Initiative von Frau Dr. Schwarze durch die Beschäftigung mit Zwangsarbeiterprojekten.
Die Regionale Arbeitsgruppe Münsterland ist …	… Teil des historisch-politischen Netzwerkes in der Region.
Für die Arbeit in der RAG wünsche ich mir, …	… engagierte Mitstreiter und Maecenaten.
Und zu guter Letzt:	Wer ist die nächste Trägerin oder der nächste Träger des „Staffelstabes“ ?

Barbara Distel

Zum Tod von Max Mannheimer am 23. September 2016

Foto: 2014, Freud, CC BY-SA 3.0

Nun hat auch Max Mannheimer, Überlebender der Lager Theresienstadt, Auschwitz, Warschau, Dachau und Mühldorf im Alter von 96 Jahren diese Welt verlassen. Das enorme publizistische Echo, das unmittelbar auf die Bekanntgabe der Todesnachricht folgte, hat einmal mehr seine große Bekanntheit in der deutschen Politik und Öffentlichkeit deutlich gemacht. Es hätte ihm gefallen.

Foto: ML-Fotos

Mannheimer während einer Rede in Dachau 2002.

Max Mannheimer, 1920 im tschechischen Neutitschheim geboren, überlebte zusammen mit seinem jüngeren Bruder Edgar die nationalsozialistischen Todeslager. Seine Eltern, seine Frau und zwei seiner Brüder wurden in Auschwitz ermordet. Als er am 30. April 1945 von amerikanischen Truppen im Süden Münchens aus einem Güterwaggon befreit wurde, wog er noch 37 Kilo und wollte so schnell wie möglich Deutschland den Rücken kehren. Dass er bereits anderthalb Jahre später aus der Tschechoslowakei nach Bayern zurückkehrte und in München sein endgültiges Zuhause fand, verdankte er seiner zweiten Frau, die ihn davon überzeugen konnte, dass es in Deutschland gute Chancen für eine demokratische Entwicklung gab.
Trotz seiner Bemühungen, eine neues Leben aufzubauen, eine neue Familie zu gründen, den Blick in die Zukunft zu richten, blieb sein Leben von der Erfahrung „Auschwitz“ überschattet. Gesichter und Stimmen seiner ermordeten Freunde und Familienmitglieder begleiteten seinen Alltag und suchten ihn in seinen nächtlichen Träumen heim. Max Mannheimer arbeitete für jüdische Hilfsorganisationen und bewegte sich lange Zeit fast ausschließlich im Umfeld jüdischer Überlebender.

Im Kampf gegen die Macht der quälenden Erinnerungen an die Toten half ihm, dass er im Jahr 1954 zu malen begann. Was zunächst als therapeutische Tätigkeit gegen das allgegenwärtige Trauma helfen sollte, erlangte im Laufe der Jahre immer stärker an Bedeutung für sein Leben und seine Sicht auf die Welt. Bis zum Ende seines Lebens führte er seine künstlerische Tätigkeit unter dem Namen ben jakov fort und erst vor wenigen Wochen erschien ein umfangreicher Band seiner Werke unter dem Titel „Die Vermählung der Farben“.

Mit dem Erscheinen seiner Erinnerungen im Jahr 1985 in der ersten Ausgabe des Jahrbuches „Dachauer Hefte“ begann sich das Leben Max Mannheimers noch einmal grundlegend und nachhaltig zu verändern: Erst im Pensionsalter wurde über drei Jahrzehnte hinweg aus der Privatperson Max Mannheimer der Zeitzeuge, ja eine moralische Instanz der Republik. Als unermüdlicher Gesprächspartner vor allem junger Menschen in Schule und Erwachsenenbildung berichtete er über seine Verfolgungsgeschichte und diskutierte über die Lehren, die aus der Geschichte zu ziehen seien. Darüber hinaus häuften sich öffentliche Veranstaltungen, Teilnahmen an Podiumsdiskussionen, Auftritte bei Presse, Funk und Fernsehen. Vielfach geehrt und ausgezeichnet, wuchs seine Bekanntheit auch weit über die Grenzen Deutschlands hinaus. Außerdem engagierte sich Max Mannheimer im deutschen wie im internationalen Verband der überlebenden Häftlinge des Konzentrationslagers Dachau, deren Präsident bzw. stellvertretender Präsident er bis zu seinem Tod blieb.

Seine Neugier auf alle Menschen, denen er begegnete, seine Offenheit, seine Freundlichkeit und Unvoreingenommenheit gegenüber Unbekannten, gepaart mit Humor und Selbstironie, erweckten in seinen Zuhörern und Gesprächspartnern Zuneigung, Bewunderung, ja oftmals Verehrung, wie sie kaum ein anderer seiner Leidensgenossen erfahren hat.

Sein Satz „Solange es mir gesundheitlich möglich ist, will ich meine mir selbst gestellte Aufgabe erfüllen: gegen das Vergessen ankämpfen und mich für die Demokratie einsetzen“ ist nun zum Vermächtnis für alldiejenigen geworden, die von Max Mannheimers Wirken berührt wurden. ■

Dr. h.c. Barbara Distel ist Kuratorin und war von 1975 bis 2008 Leiterin der KZ-Gedenkstätte Dachau. Distel ist Gründungsmitglied von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.

Hans-Jochen Vogel

Erinnerung an Max Mannheimer: Von Hass war nichts zu spüren

Auszüge aus einer Ansprache am 11. Februar 2015 im Jüdischen Gemeindezentrum München zu Mannheimers 95. Geburtstag

Von deinem eigenen Schicksal hast du, (lieber Max,) lange Zeit nur wenig oder eigentlich gar nicht gesprochen. Man ahnte, dass du deiner Abstammung wegen Schweres erlitten hattest. Aber durch welches Inferno du gegangen bist, das wurde uns erst allmählich bewusst. Heute wissen wir: Es kommt einem Wunder gleich, dass du überlebt hast (…).

Foto: GVFD-Archiv

Mannheimer auf einer Veranstaltung mit Hans-Jochen Vogel (l.), Ilse Macek, Regionalsprecherin aus München, und Vorstandsmitglied Ernst Piper.

Dein „Spätes Tagebuch", das im Jahr 2000 in Buchform erschienen ist, lässt die ganze Grausamkeit des Gewaltregimes aufs Neue lebendig werden. Theresienstadt, Auschwitz, Warschau, Dachau und zuletzt Mühldorf-Mettenheim waren die Stationen dieses Infernos, und mehr als einmal stockt einem bei der Lektüre deines Berichtes der Atem. Etwa bei der Schilderung der ersten Selektion nach dem Eintreffen in Birkenau, der die Ermordung deiner Frau und deiner Eltern unmittelbar folgte, oder bei dem, was du über den Tod deines Bruders Ernst schreibst.

Dein Tagebuch zeigt, zu welch unsäglichen Bestialitäten nicht nur ein Regime, das lange Zeit merkwürdig abstrakt erschien, sondern eben auch eine erschreckend große Zahl von ganz konkreten Menschen fähig war. Es zeigt aber auch, dass umgekehrt Männer und Frauen selbst in der Hölle von Auschwitz untereinander Solidarität und Mitmenschlichkeit übten und so ihre Würde zu wahren versuchten. Du warst einer von ihnen.

(…) wer wissen will, warum eine Gesellschaft, die ihre Ordnung nicht auf den zentralen Wert der gleichen Würde aller Menschen gründet, sondern diesen Wert verhöhnt und mit Füßen tritt, in Barbarei versinkt, der muss dein Buch zur Hand nehmen. (…)

In dieser Predigt (im März 1998 in der Pfarrkirche von Eichenau) sagst du aber auch: „Wir können unsere Verantwortung für das, was in der Welt und erst recht in unserer nahen Umwelt geschieht, nicht auf die Politiker abschieben. Wir müssen vielmehr immer wieder selbst aktiv werden und dabei unsere Denkschablonen durchbrechen und unser eigenes Konfliktpotential, aber auch unsere Versöhnungsfähigkeit immer wieder neu bedenken." (…)

Und du hast ja auch nach dieser Einsicht gehandelt. (…) Dabei denke ich an deinen persönlichen Bereich. An deine Familie, an deine berufliche Tätigkeit, an deine Malerei, mir der du dir unter deinem Künstlernamen Ben Jakov zusätzliches Ansehen erworben hast, und auch an deine liebenswerte Begeisterung für ungewöhnliche Automobile zumeist ehrwürdigen Alters.

Mehr noch denke ich aber an dein öffentliches Wirken. (…) An deine Tätigkeit für die Vereinigung der ehemaligen Dachau-Häftlinge. An deinen Einsatz für einen neuen Anfang und die Vertiefung der deutsch-israelischen Beziehungen und an dein Eintreten für eine neue Normalität jüdischen Lebens in Deutschland (…).

Du hast dich aber in den letzten Jahrzehnten vor allem unermüdlich dafür engagiert, das dunkelste Kapitel unserer Geschichte vor dem Vergessen zu bewahren. Zu diesem Zweck hast du Hunderte von Schulen besucht, ungezählte Diskussionen bestritten, Vorträge gehalten und immer wieder anschaulich gemacht, was dir und Millionen von Leidensgefährten in den Schreckensjahren widerfahren ist. Dabei wolltest du in deinen Zuhörern keine Schuldkomplexe hervorrufen. Und auch von Hass war bei dir nichts mehr zu spüren. Eher schimmerte schon dein gelegentlich an den braven Soldaten Schwejk erinnernder Humor durch, der auch Furchtbares erträglicher und damit fassbarer werden lässt. Nein – dir ging und geht es stets um das „Nie wieder"; darum, dass neue Gefahren rechtzeitig erkannt werden, dass die Nachgeborenen nicht gleichgültig beiseite stehen, nicht wegschauen und weghören, wenn der Ungeist von Neuem hervortritt und abermals Menschen ihrer Abstammung, ihres Glaubens, ihrer Hautfarbe oder ihres Aussehens wegen erst verbal und dann auch mit körperlicher Gewalt angegriffen und verfolgt werden. ■

Dr. Hans-Jochen Vogel ist Gründungsvorsitzender von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V. und war mit Max Mannheimer mehr als 50 Jahre lang bekannt und befreundet.

Andreas Dickerboom

In Gedenken an Kurt Beckhardt

Kurt Beckhardt starb am 5. August 2016 im Alter von 89 Jahren in Bonn. Nachdem der WDR-Film „Der Jude mit dem Hakenkreuz" 2007 veröffentlicht wurde, war Beckhardt gern gesehener Zeitzeuge bei Veranstaltungen von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V., insbesondere bei den Regionalen Arbeitsgruppen Rhein-Main, Südhessen und Mittelrhein. Häufig besuchte er auch Schulen, meistens gemeinsam mit seinem Halbbruder Werner Lahr. Wenn es die Gesundheit zuließ, war er in den vergangenen Jahren auch zu Gast bei Veranstaltungen mit seinem Sohn Lorenz Beckhardt, der nicht nur zusammen mit Mathias Haentjes den Film „Der Jude mit dem Hakenkreuz" produzierte, sondern die beeindruckende Familiengeschichte der Beckhardts unter dem gleichen Titel vor zwei Jahren auch in Buchform gebracht hat.

Quelle: WDR

Kurt Beckhardt

Kurt Beckhardt wurde 1927 in Wiesbaden als Sohn eines jüdischen Kaufmanns geboren. Der Vater Fritz Beckhardt war im Ersten Weltkrieg als jüdischer Kampfflieger zu höchsten militärischen Ehren gelangt. Daher stammte auch der Titel von Film und Buch, denn Beckhardt flog unter dem Zeichen des Hakenkreuzes, bei dem es sich damals noch nicht um ein Nazi-Symbol handelte. Als die Nationalsozialisten die Macht erlangten, spielten seine Verdienste für das Vaterland keine Rolle mehr. Wegen sogenannter „Rassenschande" kam Fritz ins Konzentrationslager Buchenwald. Glücklicherweise gelang es ihm später, mit seiner Frau Deutschland zu verlassen. Die beiden Kinder, darunter der damals zwölfjährige Kurt, waren zuvor über Kindertransporte nach England in Sicherheit gebracht worden. Nach dem Krieg kehrte die Familie Beckhardt nach Wiesbaden zurück, musste allerdings einen zermürbenden Kampf um Anerkennung und Wiedergutmachung durchleiden.

Angestoßen durch die Recherchen seines Sohnes, des WDR-Journalisten Lorenz Beckhardt, setzte sich Kurt in den letzten zwölf Jahren seines Lebens intensiv mit seiner Vergangenheit auseinander und auch mit den Lehren, die wir daraus für Gegenwart und Zukunft gewinnen. Solange er konnte, nahm er Einladungen unserer Vereinigung unter anderem in Bonn, Frankfurt, Darmstadt, Hanau oder Wiesbaden wahr. Am 11. August 2016 wurde er auf dem jüdischen Friedhof in Wiesbaden beigesetzt. Mit Kurt Beckhardt verlieren wir einen warmherzigen, geistreichen, gewitzten und äußerst bescheidenen Menschen. Wir werden sein Andenken bewahren! ■

Andreas Dickerboom ist Sprecher der Regionalen Arbeitsgruppe Rhein-Main und stellvertretender Sprecher aller Regionalen Arbeitsgruppen.

Cornelia Schmalz-Jacobsen über ihren „Russensommer“

Nach „Zwei Bäume in Jerusalem“, einem Porträt ihrer Eltern, die als „stille Helden“ während des Nationalsozialismus Juden retteten, hat Cornelia Schmalz-Jacobsen nun ein neues autobiografisches Buch geschrieben. Die ehemalige langjährige stellvertretende Vorsitzende von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V. erinnert sich, wie sie als zehnjähriges Mädchen das Ende des Zweiten Weltkrieges und den Einmarsch der Sowjetarmee erlebt hat. Sie wurde von ihrer Familie aus Berlin zu Verwandten auf den Darß an der Ostsee geschickt, weil es dort sicherer war. Als Kind von Regimegegnern war sie froh über die Niederlage der Nazis, nahm aber auch die Ängste vor der anrückenden Roten Armee wahr. Statt in Panik zu geraten wie viele andere, ging die Familie pragmatisch vor und bemühte sich, mit den Armeeangehörigen der Siegermacht in freundschaftlichen Kontakt zu treten.

„Russensommer“ ist in der unterhaltsamen Form einer Erzählung geschrieben und bietet dabei eine detailreiche Beschreibung des Alltagslebens. Schmalz-Jacobsen beschäftigt sich auch mit den massenhaften gewalttätigen Übergriffen und Vergewaltigungen, die von Sowjetsoldaten während des Einmarsches verübt wurden, und beschönigt dabei nichts. Das nationalsozialistische Propagandabild von „den Russen“ als grausame Bestien, das zum Teil bis heute in der deutschen Gesellschaft fortwirkt, hat hier aber keine Chance. Das Buch ist ein unaufgeregtes Plädoyer dafür, Menschen zuerst als Menschen zu betrachten und sich für ihre Hintergründe zu interessieren, gleich welcher Nationalität sie angehören.

Für Cornelia Schmalz-Jacobsen stehen dieser Sommer zwischen den Zeiten und die Begegnung mit den sowjetischen Soldaten in enger Beziehung zu ihrem persönlichen Erleben von Freiheit. Ihre Offenheit als Kind hängt mit der Wertevermittlung in einer Familie zusammen, in der Anstand auch in schlimmen Zeiten kein Fremdwort war. ■

■ Informationen zum Buch:

Cornelia Schmalz-Jacobsen
Russensommer.
Meine Erinnerungen an die Befreiung vom NS-Regime.

C. Bertelsmann Verlag, München 2016
Gebundene Ausgabe, 224 Seiten
ISBN 978-3-570-10311-1 · 19,99 €

Ernst-Jürgen Walberg bespricht:

Die regelmäßige Sammelrezension zu einem aktuellen historischen Thema der Zeitschrift von Ernst-Jürgen Walberg, Vorstandsmitglied von Gegen Vergessen – Für Demokratie e. V., muss in diesem Heft leider ausfallen. Sie wird dafür in der nächsten Ausgabe im Februar/März 2017 nachgeholt.

Beeindruckende Gesamtdarstellung des gewerkschaftlichen Widerstandes

Andreas Dickerboom und Axel Ulrich

Vor fast einem Vierteljahrhundert ist bereits eine seinerzeit viel beachtete Monografie Willy Buschaks zum gewerkschaftlichen Widerstand gegen das NS-Regime erschienen. Nun hat der Autor, einer der versiertesten Kenner dieses wichtigen, gleichwohl noch immer vielfach verkannten Teilbereichs der deutschen Widerstandsgeschichte, unter demselben Titel „Arbeit im kleinsten Zirkel“ eine deutlich überarbeitete und erheblich erweiterte Neuausgabe jenes Werks vorgelegt. Hierin sind akribisch zahlreiche in der Zwischenzeit frisch aufgespürte Quellen wie auch die seither zum Thema erschienene Spezialliteratur verarbeitet worden, sodass jetzt viele neue Erkenntnisse und verschiedentlich auch etwas anders als vordem akzentuierte Sichtweisen präsentiert werden können. Völlig zu Recht keiner Revision unterziehen mochte Buschak hingegen seine 1993 vorgebrachte scharfe Kritik an der einstmals vor allem vom inzwischen verstorbenen Gewerkschaftshistoriker Gerhard Beier vertretenen Meinung, wonach der Kreis der bis dahin führenden Gewerkschafter, der sich ab 1933 in Berlin konspirativ zusammengefunden und sich selbst als illegale Reichsleitung der Gewerkschaften verstanden hatte, in exakt dieser strukturellen Ausformung sowie in Verbindung mit demgemäßen weiteren Führungsgremien der diversen Berufs- und Industrieverbände und angeblich gestützt sogar auf eine – allen Ernstes – millionenfache Anhängerschaft in der arbeitenden Bevölkerung bis in die letzten Kriegsmonate hinein fortzuwirken vermocht habe (S. 17 und S. 302–308).

Gewerkschaftlicher Widerstand wird von Buschak als eine „Tätigkeit“ verstanden, „die darauf aus war, Mitglieder oder Funktionäre der Gewerkschaften zu sammeln und den Zusammenhang unter Gewerkschaftsmitgliedern und Gewerkschaftsangestellten nicht abreißen zu lassen“, nicht zuletzt um diese, aber auch befreundete Gewerkschaftsorganisationen im Ausland mit wahrheitsgetreuen Informationen „über die Lage in den Betrieben sowie in der Arbeiterschaft“ im faschistischen Deutschland zu versorgen. Dies erfolgte – ganz genauso wie die entsprechenden, hiervon indes nur schwer abzugrenzenden Aktivitäten der ebenfalls illegal operierenden Arbeiterparteien – mit der Zielsetzung, perspektivisch zum Sturz des NS-Regimes beizutragen (S. 10 ff.). Jene „Arbeit im kleinsten Zirkel“, welche von zahllosen Mitgliedern und Funktionären der 1933 von den Faschisten zerschlagenen Gewerkschaften landauf, landab, mit besonderer Intensität jedoch in den industriellen Ballungsräumen geleistet worden ist, und dies tatsächlich zwangsläufig meist nur bis in die zweite Hälfte der 1930er-Jahre hinein, bildet den Schwerpunkt der Darstellung. Die titelgebende Wendung entstammt übrigens einem zeitgenössischen Periodikum der Internationalen Transportarbeiter-Föderation (S. 18 u. S. 148) und charakterisiert schon sehr zutreffend jenes vorsichtige antifaschistische Agieren der manchmal größeren, in der Regel aber nur recht kleinen klandestinen Überreste aus dem ausgedehnten früheren gewerkschaftlichen Organisationsgeflecht.

Doch zunächst verwendet Buschak immerhin fast ein Viertel des Umfangs seines neuen Buchs auf die detaillierte Schilderung des höchst problematischen Lavierens der Gewerkschaftsführungen durch die Bedrängnisse während der Endphase der Weimarer Republik, welche durchaus nicht allein durch die unnachgiebig an die Macht drängenden Faschisten verursacht worden sind: von der kampflosen Hinnahme des „Preußen-Putsches“ erzreaktionärer Kräfte am 20. Juli 1932 gegen die dortige SPD-geführte Landesregierung über die nachfolgenden Bestrebungen zur Bildung einer „Querfront“ zwischen dem Präsidialkabinett des vormaligen Reichswehrministers Kurt von Schleicher, dem Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund (ADGB) und dem vorgeblich antikapitalistischen Flügel der NSDAP um den beinharten Rassisten Gregor Strasser zwecks Bekämpfung der horrenden Massenarbeitslosigkeit bis hin zu den nicht weniger schmählichen Anbiederungsversuchen der nichtkommunistischen Richtungsgewerkschaften an die inzwischen fest etablierte Hitler-Regierung im Frühjahr 1933, die dann von den Nazis am 2. Mai mit dem reichsweiten Sturm auf die Gewerkschaftshäuser beantwortet wurden (S. 19–99). Die „für alle Fälle“ erarbeiteten „Generalstreikpläne“ des ADGB waren „in der Schublade“ geblieben, da man dort dem Trugschluss erlegen war, man könne sich noch „mit demokratischen Mitteln“ zur Wehr setzen, „solange es auch nur ein Quäntchen Hoffnung gab“ (S. 400).

Die Schaffung von sich über das gesamte Reichsgebiet ausdehnenden, fest gefügten und zentral gesteuerten Widerstandsorganisationen der Gewerkschaften war danach, dies macht Buschak auf vielfältige Weise deutlich, schlichtweg nicht mehr möglich, wohl aber die Bildung unterschiedlich stark ausgeprägter informeller Kontaktnetze diverser Einzelverbände sowie mancher Gewerkschaftsführer. Dieser Sachverhalt wird besonders anschaulich dargestellt im umfangreichsten Kapitel der Studie, welches dem recht breiten Widerstand aus den diversen Sparten des Transportwesens gewidmet ist (S. 150–199). Zu den dort noch real verbliebenen Handlungsmöglichkeiten hatte z. B. Hans Jahn, der führende Kopf der NS-Gegner aus dem Einheitsverband der Eisenbahner Deutschlands, bereits Ende 1936 vom Exil aus festgestellt, „von einer Organisation im alten Sinne“ könne im Reichsgebiet „nicht gesprochen werden“. „Was nach nach mühevoller Arbeit möglich war“, sei „die Herstellung mehr oder minder enger Verbindungen und Beziehungen“ gewesen und „im Laufe der Zeit die Schaffung von Kadern“ (S. 163).

Weitere Kapitel befassen sich mit dem ebenfalls sehr beachtlichen Widerstand aus dem Deutschen Metallarbeiter-Verband (S. 200–227), mit dem 1936 im Pariser Exil ins Leben gerufenen Arbeitsausschuss freigewerkschaftlicher Bergarbeiter (S. 228–247), mit dem antinazistischen Agieren von Nahrungsmittelarbeiterinnen und -arbeitern sowie von Kellnerinnen und Kellnern (S. 248–266), von Textilarbeite- »

» rinnen und Textilarbeitern (S. 267–274), von Bekleidungsarbeiterinnen und -arbeitern (S. 275–286) sowie von Angestellten (S. 287–295). Sodann begibt sich Buschak auf „Spurensuche" selbst nach geringfügigsten Hinweisen zum „Widerstand aus den Reihen anderer Gewerkschaften", nämlich zu dem von Maschinisten und Heizern, von Bauarbeitern, Fabrikarbeitern, Buchdruckern und Buchbindern, von Holzarbeitern und Landarbeitern wie auch zur Kooperation einiger Gewerkschaften auf lokaler Ebene (S. 296–301). Erwartungsgemäß kritisch, doch nicht immer treffgenau werden zudem die bereits erwähnte Berliner Reichsleitung der Gewerkschaften sowie die seit Mitte der 1930er-Jahre vom tschechoslowakischen Komotau aus agierende Auslandsvertretung der deutschen Gewerkschaften gewürdigt (S. 302–329). Gleichfalls dezidierte Kritik wird an der zu jener Zeit schon zerfallenen bzw. aufgelösten Revolutionären Gewerkschaftsopposition der Kommunisten geübt, die aber immerhin in etlichen ihrer regionalen Ausprägungen dargestellt wird (S. 330–364).

Die seit seiner Entlassung aus der KZ-Haft Mitte 1934 vom früheren hessischen Innenminister und ADGB-Vorstandsmitglied Wilhelm Leuschner zusammen mit Jakob Kaiser von den christlichen Gewerkschaften sowie vielen weiteren Freunden und auch viel später erst hinzugekommenen Mitstreitern geschaffene, am Ende außerordentlich weit verzweigte, nahezu gänzlich enthierarchisierte und dezentralisierte Widerstandsstruktur, die schon bald nichts mehr mit der seinerzeitigen illegalen Reichsleitung der Gewerkschaften gemein hatte, rückt Buschak abschließend in den Fokus (S. 365–396). In jenes von Leuschner und Kaiser selbst sowie durch einige, vom Autor freilich unzutreffender Weise in Abrede gestellte konspirative Kuriere (S. 371) und nur wenige Kontaktpersonen vor Ort wie auch auf regionaler Ebene zusammengehaltene, überaus locker geknüpfte informelle Netzwerk waren sozialdemokratische, linkssozialistische, liberale und konservative Oppositionelle eingebunden, Gewerkschafter und Unternehmer, Militärs wie Pazifisten und Kirchenleute usw., und hie und da hatte es sogar Berührung mit dem Rand des kommunistischen Untergrundes. Dieses von der Gestapo niemals enttarnte antinazistische Beziehungsgeflecht wird mit den von Buschak verwendeten Begriffen „Leuschner-Kreis" und „Kaiser-Kreis" sicherlich völlig unzulänglich, weil seine politische Bedeutung und seinen tatsächlichen Umfang minimalisierend, gekennzeichnet (z. B. auf S. 370). Die dort auf eine höchst modern anmutende Weise zusammengeführten Widerstandskräfte hätten sofort aktiviert werden sollen, wenn der Umsturzversuch vom 20. Juli 1944 erfolgreich verlaufen wäre. Durch sie sollte die Militäraktion unterstützt und der anschließend beabsichtigte Re-Demokratisierungsprozess initiiert, vorangetrieben und dauerhaft abgesichert werden. Das hierzu mobilisierungsfähige Widerstandspotenzial allein aus dem Bereich der Gewerkschaften – und dies ist sicherlich das überraschendste Novum in Buschaks neuester Publikation – wird von ihm andererseits mittlerweile auf „Tausende, aber nicht Zehntausende" NS-Gegner insgesamt geschätzt (S. 308), womit er nun die diesbezüglichen Quantifizierungen von beispielsweise Michael Schneider, Siegfried Mielke und auch von uns selbst bestätigt. Der wichtigste Faktor bei der Errichtung einer neuen Demokratie wäre mit großer Wahrscheinlichkeit die von Leuschner und seinen engsten Mitstreitern konzipierte „Deutsche Gewerkschaft" geworden, eine auf Pflichtmitgliedschaft beruhende, parteipolitisch nicht festgelegte Einheitsorganisation aller lohn- und gehaltsabhängig Beschäftigten ab 18 Jahren, die sich zunächst der noch eine Weile fortbestehenden Organisationsstrukturen der faschistischen „Deutschen Arbeitsfront" hätte bedienen sollen (S. 380–384).

Nach einer Schlussbetrachtung, in der Buschak unter anderem einige eindrucksvolle Beispiele für die klare Antihaltung des gewerkschaftlichen Widerstandes gegenüber der faschistischen Judenverfolgung aufführt (S. 397 ff.), folgen noch einige exemplarische Lebensläufe widerständiger Gewerkschafter (S. 404–431) sowie ein umfangreicher Anhang mit Quellen- und Literaturverzeichnissen, einem Personenindex und dergleichen mehr (S. 433–462).

Alles in allem hat der Autor hiermit das Standardwerk zur Widerstandsgeschichte der deutschen Gewerkschaften vorgelegt, durch das sich das derzeit nur noch betrüblich schwach ausgeprägte Interesse zumal vieler ihrer eigenen Funktionäre und Mitglieder an ihrer Organisationsgeschichte hoffentlich bald wieder entfachen lässt. ■

Andreas Dickerboom ist Sprecher der Regionalen Arbeitsgruppe Rhein-Main von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V. und stellvertretender Sprecher aller Regionalen Arbeitsgruppen.
Dr. Axel Ulrich ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Stadtarchiv Wiesbaden und Autor zahlreicher Schriften zum antinazistischen Widerstand.

Willy Buschak
Arbeit im kleinsten Zirkel.
Gewerkschaften im Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur.
Klartext Verlag, Essen 2015
Broschierte Ausgabe, 462 Seiten
ISBN 978-3-8375-1206-9 • 39,95 €

Auschwitz und die Auschwitzlüge

Stella Krekeler

In diesem Jahr ist die 6. überarbeitete und aktualisierte Auflage des Buches „Auschwitz und die ‚Auschwitz-Lüge'. Massenmord, Geschichtsfälschung und die deutsche Identität" von Till Bastian erschienen. Erstmals 1993 publiziert, erlebte das Buch in rascher Folge fünf Auflagen sowie verschiedene Übersetzungen. Seit 2012 nicht mehr lieferbar, hat sich der C.H. Beck Verlag in diesem Jahr zu einer Neuauflage des 137 Seiten starken Taschenbuches entschieden.

Das handliche Überblicksbuch basiert auf einem älteren Text Bastians, der Anfang der 1990er-Jahre nach einem längeren Aufenthalt in Auschwitz und unter dem Eindruck der damaligen rassistischen Übergriffe entstand. Einen möglichen Hinweis, warum der C. H. Beck Verlag sich zu einer Neuauflage entschieden hat, liefert der Autor gleich zu Beginn seines Textes. Er stellt ihm zwei Zitate voran, die unterschiedlicher nicht sein könnten: Das eine stammt von Bundespräsident Joachim Gauck. Er konstatiert: „Es gibt keine deutsche Identität ohne Auschwitz." Das andere sorgte für großes Aufsehen und stammt von dem Autor Akif Pirinçci. Auf einer Demonstration zum Jahrestag der Pegida-Bewegung rief er den Satz „Aber die KZs sind ja leider derzeit außer Betrieb". Beide Zitate stammen aus dem gleichen Jahr, 2015, und zeigen trotz ihrer unterschiedlichen Aussagen, wie aktuell Bastians Text auch heute, in Zeiten eines zu beobachtenden gesamteuropäischen Rechtsrutsches, noch ist!

Das Buch gliedert sich in drei dem Untertitel entsprechende Teile. Der erste Teil konzentriert sich auf das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau, die nationalsozialistische Vernichtungspolitik und den Ablauf und Alltag im Lager. Dabei zeichnet Bastian den Weg von der Vorgeschichte des Massenmords über das (übergeordnete) System der Vernichtungs- und Konzentrationslager bis nach Auschwitz-Birkenau bis ins Detail seiner Chronologie, seiner Opfer, Täter und Funktionsweise nach. Der Autor ergänzt den Text um Baupläne der Lager Auschwitz I, II und des Nebenlagers Monowitz sowie Fotos aus dem Lager. Dieses Kapitel bildet den Schwerpunkt des Buches, ist es doch fundamental für das Verständnis der darauffolgenden Teile. Der erste Teil schließt mit den „Erinnerungen an Auschwitz" des im Februar 1944 nach Auschwitz deportierten Italieners Primo Levi. Er glaubt in den „Schrecken des Dritten Reiches" eine „Vorankündigung einer noch größeren Katastrophe" zu erkennen, die „nur dann abgewendet werden kann, wenn wir alle es wirklich fertig bringen, Vergangenes zu begreifen, Drohendes zu bannen" (S. 68). Bastian greift diesen Gedanken als Erklärung für den zweiten großen Abschnitt des Buches auf und nutzt ihn als Überleitung, wenn er das Kapitel mit den Worten schließt: „Diesem Ziel ist auch das vorliegende Buch verpflichtet – und eben deshalb müssen wir uns jetzt jenen Menschen zuwenden, die aus der deutschen Vergangenheit nicht nur nichts lernen wollen, sondern sie obendrein in grober Weise verzerren und verleugnen."

Der zweite Teil thematisiert die Leugnung des nationalsozialistischen Massenmordes, seine Akteure und Akteurinnen, Geschichtsfälschung und -revisionismus, zusammengefasst unter dem Schlagwort der „Auschwitz-Lüge". Dafür verweist Bastian zunächst auf Quellen und (Beweis-) Dokumente der nationalsozialistischen Massenmorde in Auschwitz und widmet sich im Anschluss knapp den Auschwitz-Prozessen mit besonderem Fokus darauf, ob in diesen Prozessen die Existenz der Gaskammern oder der Massenmord von Auschwitz geleugnet wurde. Dies bildet die Grundlage seiner Betrachtung „revisionistischer" und leugnerischer Literatur der Gegenwart bis in die 2010er-Jahre. Den zweiten Teil des Buches schließt Bastian mit einer Zusammenfassung der Auswirkungen der „Auschwitz-Lüge" ab.

Den letzten Teil bildet ein mit „Auschwitz und die deutsche Identität" überschriebener Epilog. Ergänzt wird der dritte und kürzeste Teil um eine Bemerkung zur Entstehungsgeschichte des – wie Bastian es nennt – „Büchleins", einen Anmerkungsapparat, weiterführende Literaturtipps, ein hilfreiches Personenregister sowie Bildnachweise. Lediglich ein zusammenfassendes Literaturverzeichnis wäre wünschenswert gewesen.

Bastians Werk ist das, was es sich vornimmt zu sein: „ein knapp gehaltenes Büchlein", „ein handliches, kurzes, auch für den Schulunterricht taugliches Taschenbuch zum Thema ‚Auschwitz'", »

Stella Krekeler ist studentische Mitarbeiterin bei Gegen Vergessen – für Demokratie e.V. und studiert im Masterstudiengang Public History an der FU Berlin.

Till Bastian
Auschwitz und die „Auschwitz-Lüge".
Massenmord, Geschichtsfälschung und die deutsche Identität.

C. H. Beck Verlag, München 2016
Broschierte Ausgabe, 137 Seiten mit 18 Abbildungen
ISBN 978-3-406-68799-0 • 12,95 €

» womit es laut Bastian mit seiner Ersterscheinung eine Lücke in der deutschen Geschichtswissenschaft schloss. Das Buch gibt einen Überblick über die nationalsozialistische Vernichtungspolitik in „Auschwitz“ und ihre Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft. Es ist in verständlicher Sprache geschrieben, die jüngere Leserinnen und Leser gut an das komplexe Thema heranführt. Vieles bleibt im Buch leider nur angerissen oder angedeutet, manche Zusammenhänge werden nicht näher erläutert – wer ein umfassendes Werk zum Thema sucht, wird hier enttäuscht. Allerdings kann das Buch zur tieferen Auseinandersetzung anregen. Unterstützt wird die Anregung zur selbstständigen Recherche mit „Literaturtipps zum Weiterlesen“. Dass das Thema „Auschwitz“ an Bedeutung und Aktualität auch für gegenwärtige und kommende Generationen nicht verloren hat, zeigt Bastian auf klare, verständliche Weise. ■

Der aufhaltsame Aufstieg des Front National

Dierk Borstel

Warum wählen Arbeiter eine Partei, die Sozialabbau ankündigt? Warum zieht es Menschen, die Jahrzehnte die Basis linker Parteien in Europa waren, heute häufig nach rechts außen? Wer diese Fragen ernsthaft beantworten will, greife zur Autobiografie des französischen Philosophen Didier Eribon. In „Rückkehr nach Reims“ beschreibt und reflektiert der Autor seinen Werdegang aus einer provinziellen und autoritären Arbeiterfamilie in die französische Intellektuellenklasse. Als er ging, wählten seine Familie und mit ihr die meisten Bekannten der Familie kommunistische Parteien. Als er 20 Jahre später zurückkehrte, war der Front National das Sprachrohr des „kleinen Mannes“ in der Provinz. Wie lässt sich das erklären?

Eindringlich beschreibt Eribon seine Jugend in den Arbeitersiedlungen der Provinz. Der Alltag war noch in den 1960er- und 1970er-Jahren geprägt durch Entbehrungen, offene, oft innerfamiliäre Gewalt, aber auch das kleine Glück des ersten Aufstiegs, zum Beispiel in die erste größere Wohnung in die Neubaugebiete der Städte. Die kommunistische Partei war vor Ort präsent, bot Interpretationen der sozialen Lage an und versprach, sich um die Sorgen des „kleinen Mannes“ durch den Kampf gegen „die da oben“ zu kümmern. Eribon spürte jedoch früh Widersprüche innerhalb der Arbeiterklasse. Offener Rassismus war bereits damals vorhanden, nur nicht wahlentscheidend, sondern alltäglich, und blieb unhinterfragt. Aufgrund seiner Homosexualität erlebte der Autor Verachtung und Menschenfeindlichkeit. Auf der Straße wurde er offen angefeindet. Trotzdem verstand Didier sich als Teil dieser sozialen Gruppe und floh nach vielen Kämpfen mit seiner Familie in die Welt der Bücher und Hochkultur.

Er beschreibt an sich selbst einen Prozess, den er in vielen linken Parteien festzumachen meint. Er begann die Arbeiterklasse durch die Lektüre der marxistischen Klassiker und Debatten in den linken Parteien und Denkzirkeln zunehmend zu theoretisieren, damit auch zu idealisieren und sich gleichzeitig von der realen Arbeiterwelt mit ihrem Grau und Mühen im Alltag zu verabschieden. Diese Entfremdung spürten die realen Arbeiter und deren Familien lange vor den linken Parteien. Die Sprachlosigkeit zwischen Klasse und Klassenvertretung hat hier eine Wurzel. Die zweite Welle der Distanzierung erklärt Eribon als Prozess in den Jahren linker Regierungsbeteiligungen. Aus Sicht seiner Familie war das ein Verrat an früheren Versprechungen. An die Stelle der erhofften sozialen Sicherung traten Sozialkürzungen und vor allem auch eine Sprache, die nicht mehr verstanden wurde. Die früheren Kümmerer lieferten aus Sicht der Arbeiter nicht, was sie versprochen hatten. Dafür mag es gute Gründe gegeben haben. Die Erklärungen dafür kamen bei den Arbeitern aber nicht an. Sie verloren ihr Vertrauen in eine linke Idee und deren Parteien.

Hinzu kommt ein weiterer Punkt, auf den Eribon eindringlich hinweist: nämlich die feine Verachtung der unteren Klasse durch die oberen Klassen, aus denen sich in der Regel Politik, Verwaltung, wirtschaftliche Eliten und Intelligenz rekrutieren. Als Didier in Paris an den Universitäten anfing, fehlte ihm das kulturelle Kapital der meisten anderen. Er kompensierte dies mit Netzwerken im homosexuellen Milieu, denen er seine Karriere verdankte. Unausgesprochene Bedingung dafür war aber, so die Sicht des Autors, das vollständige Abstreifen seiner proletarischen Vergangenheit. Zeigte sich diese im Habitus oder im Denken, spürte er die offene Verachtung gegen das „Pack“ da unten, das gleichzeitig intellektuell theoretisiert und politisch abstrakt hofiert wurde. Er schwieg über seine Vergangenheit auch auf Nachfrage, weil seine Erfahrung ihn lehrte, dass ihm dies Zugänge in den Universitäten entgegen aller offenen Ankündigungen nicht öffnete, sondern verschloss. Die Klassenunterschiede blieben, so Didier, entgegen so mancher soziologischen Analyse bestehen. Diese Verachtung spürten die Arbeiter in der Provinz und verloren gleichzeitig die Hoffnung, dass ihre Stimme hier ernsthaft gehört würde.

Didier Eribon
Rückkehr nach Reims.

Suhrkamp Verlag, Berlin 2016
Taschenbuch, 240 Seiten
978-3-518-07252-3 • 18,00 €

Was hat das nun mit dem Front National zu tun? Für Didier füllt er die Lücke. Mit zunehmender Entfremdung der linken Parteien von ihrer klassischen Wählerbasis bei gleichzeitig bleibender Distanz zu bürgerlichen oder liberalen Parteien wurde der Front National zunehmend das Sprachrohr des vermeintlich „kleinen Mannes“, der sich im politischen System nicht mehr repräsentiert, sondern offen verachtet fühlte. Andockungspunkte waren dabei der beschriebene Autoritarismus in vielen Familienstrukturen, die geistige Enge und die Menschenfeindlichkeit, der nicht mehr von links widersprochen wurde, sondern die stattdessen von rechts hofiert wurde. Vor allem gelang es dem Front National, den Frust umzulenken. An die Stelle des Kampfes gegen Strukturen sozialer Ungleichheit trat die Verachtung des Establishments. Gleichzeitig wurde das Ventil geöffnet, gegen vermeintliche Konkurrenten aus der Fremde zu hetzen.

Dieser Versuch, den Aufstieg des Rechtspopulismus in Frankreich zu erklären, erhält durch die autobiografischen Rückgriffe des Autors eine ungewöhnliche Authentizität. Eribon zeigt – mindestens indirekt – einen Schlüssel zur Auseinandersetzung mit der populistischen Herausforderung auf. Ohne ein Verständnis der feinen wie der harten Konfliktlinien moderner Gesellschaften wird es keine Geländegewinne gegenüber den Rechtspopulisten geben. Es braucht neue kommunikative Drähte zwischen den Milieus und Klassen. Diese dürfen nicht allein auf bürgerliche Aufklärung von oben nach unten ausgerichtet sein, sondern auf Respekt und Verstehen-Wollen, um so überhaupt die Basis für eine demokratische Lösung der sozialen wie politischen Probleme zu schaffen. ■

Dr. Dierk Borstel ist Professor für praxisorientierte Politikwissenschaften an der Fachhochschule Dortmund.

Eintauchen in die Geschichte

Ekin Deligöz

Eine Kindheit wie aus dem Bilderbuch. Ein Junge wächst in den 1950er-Jahren im idyllischen Städtchen Gunzenhausen in Mittelfranken auf, als Arztsohn in einer vom Krieg scheinbar unberührten, ins Wirtschaftswunder aufbrechenden Welt. Erst Jahrzehnte später – schon als junger Mann hatte er der Provinz den Rücken gekehrt – stößt er auf ein furchtbares Kapitel der Stadtgeschichte: Am Palmsonntag 1934 fand hier das erste große Pogrom Nazi-Deutschlands statt; die SA hetzte unter Beteiligung eines erheblichen Teils der erwachsenen Bevölkerung gegen die jüdischen Bürger. Zwei Männer kamen ums Leben.

„Das Buch ist kein Heimatbuch und sein Inhalt nur vordergründig eine Lokalgeschichte … Es handelt von der Provinz im geografischen Sinne und von der in den Köpfen“, schrieb Uwe Ritzer in der Süddeutschen Zeitung am 29. März 2014.

Sie werden das Buch nicht lesen, Sie werden eintauchen in die Geschichte. Wenn Sie dann wieder auftauchen, werden Sie feststellen, dass die Verantwortung für die Geschichte nicht nur Theorie ist. Die Verantwortung liegt im Alltäglichen. Sei es eine Kleinstadt irgendwo in Deutschland oder in allem, was um uns herum passiert. Historisch anmutend und doch sehr aktuell. ■

Ekin Deligöz ist Diplom-Verwaltungswissenschaftlerin, für Bündnis 90/Die Grünen Mitglied im Haushaltsausschuss des Deutschen Bundestages und stellvertretende Vorsitzende von Gegen Vergessen – Für Demokratie e. V.

Thomas Medicus
Heimat

Rowohlt, Berlin 2014
Gebundene Ausgabe, 288 Seiten
ISBN 978-3871347610 • 19,95 €

„Versteckt unter der Erde“ Die Überlebensgeschichte der Familie Kasten

Monika Halbinger

Für die Autorin Dina Dor war es kein leichtes Unterfangen, die Bitte ihrer Mutter Lina-Liba Kasten zu erfüllen, Teile der Familiengeschichte der Jahre 1942 bis 1948 aufzuschreiben. Über die Jahre vertraute die Mutter ihr immer wieder – soweit es ihre seelische Kraft zuließ und der Schmerz nicht überhandnahm – die Erlebnisse aus der Verfolgungszeit der Familie an. Eine Zeit, an die sich Dina, Jahrgang 1940, selbst nur bruchstückhaft erinnerte. Diese Erinnerung war vor allem mit einem immer wiederkehrenden Traum von einem Wald verknüpft, in dem sich der finstere und unwirtliche Ort als heller, freundlicher Spielplatz entpuppte. Dabei war der reale Ort ein Platz der Kälte, des Hungers und der Enge, an dem Weinen und Kinderlärm verboten waren, und Schauplatz der unglaublichen Geschichte vom Schicksal der jüdischen Familie Kasten im Zweiten Weltkrieg.

Ausgangspunkt ist das kleine ostgalizische Städtchen Bukaczowce, in dem die Familie Kasten bis zum Zweiten Weltkrieg lebte. Im Juni 1941 griff die Wehrmacht die Gebiete unter sowjetischer Herrschaft an, am 3. Juli 1941 fielen die Deutschen in Bukaczowce ein. Für die Juden der Kleinstadt kamen schwere Zeiten, so auch für die Eltern Jossel und Liba-Lina sowie die einjährige Dina und ihren ein Jahr älteren Bruder Schmulik. Mit Maßnahmen wie abendlicher Ausgangssperre, der Verpflichtung, einen gelben Aufnäher zu tragen, sowie Zwangsarbeit terrorisierten die Nazis die jüdische Bevölkerung. Mit der Vertreibung ins etwa 30 km entfernte Getto Rohatyn verschärfte sich die Not. Mehrere Familien lebten in einem Zimmer. Mordaktionen und Abtransporte in Vernichtungslager standen nun auf der Tagesordnung. Ein Kind der Familie, das zwei Monate alte Baby Munja, wurde vor den Augen der Eltern ermordet.

In der Aussichtslosigkeit ihrer Lage wagte die Familie Kasten im März 1942 die Flucht aus dem Getto in die nahe gelegenen Wälder. Dort stieß sie auf zwei weitere Familien mit Kindern, die aus dem Getto entkommen waren. Amchu („dein Volk“) war das Codewort, mit dem Juden einander erkannten. Zweieinhalb Jahre lang versteckten sich alle in einer eigenhändig gegrabenen Höhle im Wald, die ihnen Zuflucht und Schutz bot. Mit beeindruckendem Willen zum Weiterleben überstand die Familie Kasten die Bedrohungen durch deutsche Nazis und ukrainische Kollaborateure sowie Kälte, Hunger und Krankheiten.

Das Überleben der Familie, auch davon berichtet dieses Buch, wäre ohne die Hilfe der jungen Polin Schostakowa kaum möglich gewesen. Die Witwe mit zwei Töchtern war der Familie schon in Friedenszeiten freundschaftlich verbunden gewesen. Später unterstützte sie die Familie, so gut es ging, trotz der Lebensgefahr für sich und ihre Kinder. In dieser Zeit wurde ein Kind geboren, das aber kurz nach der Geburt starb. Im August 1944, wenige Monate vor der Befreiung durch die sowjetische Armee, kam Töchterchen Tonia Kasten mit der Hilfe von Vater Jossel zur Welt und konnte schon als Hoffnungszeichen für die bevorstehende Rettung gedeutet werden.

Nach der Befreiung emigrierte die Familie 1948 vom DP-Lager Wegscheid/Linz aus nach Israel. Das Buch gibt einen Eindruck vom Überleben unter Bedingungen, die heute kaum nachvollziehbar sind. Die geschilderte jüdische Lebenswelt im östlichen Galizien wurde von den Nazis vollständig ausgelöscht. Besonders vor diesem Hintergrund ist die lebensbejahende Botschaft des Buches ungeheuer berührend. Dina Dor hat es nicht nur ihren Eltern gewidmet, denen es gelang, ihre Familie in einer Höhle versteckt, unter schwierigsten Umständen vor dem Nazi-Terror zu retten, sondern auch allen ihren in der Schoah ermordeten Verwandten.

Der Herausgeberin Ruth Snopkowski, Vorsitzende der Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition e. V., und dem Metropol-Verlag in Berlin ist es zu verdanken, dass diese erstmals 2008 in Israel erschienene Überlebensgeschichte nun auch der deutschsprachigen Leserschaft zugänglich ist. ■

Monika Halbinger hat Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) München studiert und bei Prof. Dr. Michael Brenner am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte des Historischen Seminars der LMU promoviert.

Dina Dor-Kasten
Versteckt unter der Erde. Die Überlebensgeschichte der Familie Kasten.
Nach Erzählungen von Lina-Liba Kasten.
Metropol-Verlag, Berlin 2016
Taschenbuch, 200 Seiten
ISBN 978-3-86331-299-2 • 16,00 €

Vom schweren Überleben. Berliner Zwillingsschwestern im Nazi-Terror

Andreas Meckel

Wie so viele Verfolgte und knapp Davongekommene, die nach dem Krieg in Israel ihre neue Heimat gefunden haben, hat auch Regina Steinitz viele Jahrzehnte lang über ihre Zeit während des NS-Terrors nicht gesprochen. Dazu gehörte die gemeinsame Kindheit mit ihrer Zwillingsschwester Ruth in Berlin, die von den beiden 1930 Geborenen zunächst als glücklich und unbeschwert empfunden wurde. Das änderte sich dramatisch, als der Vater 1938 in die USA floh und dadurch nur knapp dem Schicksal der plötzlich „staatenlosen“ in Deutschland lebenden polnischen Juden entging. Diese fanden sich nach ihrer Ausweisung hilflos im deutsch-polnischen Grenzgebiet wieder. Vergeblich versuchte der Vater seine Frau und seine vier Kinder nachzuholen. Die Familie wurde von einem neuen Schicksalsschlag getroffen. Anfang Januar 1940 starb die aus christlichem Elternhaus stammende Mutter im Alter von 34 Jahren an Tuberkulose. Damit waren die Zwillingschwestern schutzlos der zunehmenden Verfolgung und Willkür des nationalsozialistischen Terrorregimes ausgesetzt.

Eine Reihe von glücklichen Fügungen und Zufällen verhalf den beiden Schwestern zum Überleben. Doch auch der Mut und die Hilfsbereitschaft nahestehender Menschen verhinderten ihre Deportation. Berührend sind Regina Steinitz’ Schilderungen von ihrem jüdischen Umfeld in Berlin, das den Zwillingsschwestern bis zu seiner endgültigen Zerstörung Schutz, Geborgenheit und Wärme gab. Der jüdische Kindergarten und die jüdische Mädchenschule waren wichtige Stationen in ihrer Kindheit. Besonders aber wird das jüdische Kinderheim in der Fehrbelliner Straße als ein solcher Ort beschrieben, wo die Zwillinge nach dem Tod der Mutter zunächst lebten.

Zum Glück blieb den vier elternlosen Geschwistern das Schicksal vieler anderer jüdischer Kinder erspart; alle vier überlebten. Der Bruder Theo, mit einem Kindertransport nach England entkommen, kehrte gegen Kriegsende als englischer Soldat auf den Kontinent zurück und sah dort seine Geschwister wieder. Dem ältesten Bruder Benno gelang die Ausreise nach Palästina nicht mehr, die sorgfältig durch die „Hachscharah“ vorbereitet worden war; er überlebte Auschwitz. Die Zwillingsschwestern Regina und Ruth überlebten nach der Auflösung des Heims und der Deportation der Kinder und ihrer Erzieherinnen bei Pflegefamilien – allerdings in ständiger Todesangst vor den Schergen des NS-Regimes und den verheerenden Bombenangriffen auf Berlin.

Die spannende Geschichte ist damit aber noch nicht zu Ende. Sie führt mit der Schilderung der Befreiung in Berlin und der schwierigen Reise nach Israel über das Kriegsende hinaus. Mit der Beschreibung des mühsamen Anfangs für die Neuankömmlinge dort bis zum Umgang mit oft bedrückenden und belastenden Erinnerungen wird das Buch am Ende – nicht minder interessant – schließlich exemplarisch.

Das Erinnerungsvermögen von Regina Steinitz ist erstaunlich. Regina Scheer hat sie ausführlich interviewt und auf dieser Basis den Text einfühlsam erstellt. Ein umfangreicher Fotoanhang ergänzt die „Geschichte der zwei Püppchen aus der Auguststraße“. So der Titel eines 2015 gedrehten 30-minütigen Films, der im Internet aus der rbb Mediathek abrufbar ist. ■

Andreas Meckel ist Publizist, engagiert sich in unterschiedlichen Gedenkprojekten und ist Mitglied von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.

Regina Steinitz mit Regina Scheer
Zerstörte Kindheit und Jugend. Mein Leben und Überleben in Berlin.
Herausgegeben von Leonore Martin und Uwe Neumärker, mit einem Vorwort von Klaus Wowereit.
Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, Berlin 2014
Broschierte Ausgabe, 175 Seiten mit Abbildungen in Farbe und Schwarzweiss
ISBN 978-3-942240-16-1 • 7,49 €

Allgegenwärtige menschenfeindliche Kampagnen

Wolfgang Michalka

Antisemitische Marken und Briefverschlussmarken waren bereits im Kaiserreich populär, nach dem Ersten Weltkrieg nahm die Hetze jedoch zu. Massenhaft wurden judenfeindliche Briefverschlussmarken auf Postsendungen geklebt. Neben Textmarken mit meist negativen Aussprüchen berühmter Männer – so auch Friedrich II., Bismarck, Theodor Mommsen – nahmen die Bildmarken zu. Diese waren einprägsamer und wirkten nachhaltig.

Bezüge auf den Holocaust in klebendem Kleinformat lassen sich bis heute finden. Ein Sticker von 2014 mit „Jetzt Grenzen setzen – Einwanderung stoppen" zeigt beispielsweise den Zaun eines Konzentrationslagers. Das Symbol wird genutzt, um menschverachtende Forderungen zu verstärken.

Die nach dem Ersten Weltkrieg im besetzten Rheinland stationierten französischen Kolonialtruppen lösten massive Proteste und Kampagnen gegen die „Schwarze Schmach" aus. Die als „schwarze Bestien" diffamierten farbigen Soldaten erschienen als potenzielle Vergewaltiger deutscher Frauen und weckten Ängste vor einer „völkischen Überfremdung". Wie aktuell diese rassistischen Stereotype sind, demonstrierten nicht zuletzt die Reaktionen auf die Übergriffe in der Kölner Silvesternacht 2015.

Es ist allerdings nicht leicht, Autoren, Aktivisten und Motivation für die Herstellung dieser massenhaft produzierten, weit verbreiteten und zum Teil nur briefmarkengroßen Klebezettel auszumachen, noch weniger deren Wirksamkeit.

Eine eindrucksvolle Ausstellung schärft unseren Blick für das Thema mit Klebezetteln, Sammelmarken und -bildern, Briefverschlussmarken und Stickern, die im Kaiserreich, in der Weimarer Republik oder im Nationalsozialismus in ihren jeweiligen Kontexten gedruckt wurden und bis in unsere Gegenwart hinein entstehen.

Der attraktive Begleitband informiert zudem über antisemitische Popagandamarken (Werner Bergmann), über „Kolonialrevisionistische Mythenproduktion" (Felix Axster), über „Liebe in Zeiten des Antisemitismus" (Stefanie Schüler-Springorum), über antisemitische Kampagnen in der Wirtschaft 1900–1938 (Christoph Kreutzmüller), über Aufkleber der extremen Rechten und Populisten heute (Cordelia Heß, Frank Metzger und Bea Hackbarth), aber auch über Reaktionen auf antisemitische Kampagnen (Irmela von der Lühe). Sie geben einen Überblick über menschenfeindliche Ressentiments und die Abwehr antisemitischer und rassistischer Feindbilder.

Isabel Enzenbach berichtet in ihrer Einleitung auch über Entstehung, Konzeption und Material der Ausstellung. Die Initiative ging – wieder einmal – von Wolfgang Haney (Jg. 1924) aus, dessen ältestes Stück seiner umfangreichen Sammlung von 1849/50 stammt. Ergänzt wird dieses Material mit Exponaten des Deutschen Historischen Museums, aber auch durch Irmela Mensah-Schramms Dokumentation, die inzwischen über 70.000 Fotos und Abbildungen umfasst. ■

Prof. Dr. Wolfgang Michalka leitete bis 2006 die Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte in Rastatt und ist Mitglied von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.

Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin und Deutsches Historisches Museum (Hg.)
Angezettelt. Antisemitische und rassistische Aufkleber von 1880 bis heute
Druck- und Verlagshaus Zarbock GmbH, Berlin 2016
Broschierte Ausgabe mit japanischer Bindung, 264 Seiten
ISBN 978-3-86102-197-1 • 9,90 €

IMPRESSUM
Herausgegeben von Gegen Vergessen – Für Demokratie e. V., Stauffenbergstraße 13-14, 10785 Berlin
Telefon (0 30) 26 39 78-3, Telefax (0 30) 26 39 78-40, info@gegen-vergessen.de, www.gegen-vergessen.de
Bankkonto: Sparkasse KölnBonn, Konto-Nr. 85 51 707, BLZ 370 501 98

Titelfoto: pixelio.de/Reiner Sturm

Redaktion: Liane Czeremin, Julia Wolrab, Dr. Dennis Riffel, Dr. Michael Parak (V.i.S.d.P.)
Gestaltung: Atanassow-Grafikdesign, Dresden
Druck: B&W MEDIA-SERVICE Werbe- und Verlagsgesellschaft mbH

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wurde gefördert durch das Presse- und Informationsamt der Bundesregierung. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag enthalten.
Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN 2364-0251

Vorstand und Beirat

GESCHÄFTSFÜHRENDER VORSTAND

Prof Dr. Bernd Faulenbach, Vorsitzender, Historiker

Ekin Deligöz, Stellvertretende Vorsitzende, MdB

Eberhard Diepgen, Stellvertretender Vorsitzender, Regierender Bürgermeister von Berlin a.D.

Dr. Irmgard Schwaetzer, Stellvertretende Vorsitzende, Bundesministerin a.D., Präses der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland

Bernd Goldmann, Schatzmeister, ehemaliger Direktor der UBS Deutschland AG, Niederlassung Berlin

Kerstin Griese, MdB

Ernst Klein, Sprecher der Regionalen Arbeitsgruppen von Gegen Vergessen – Für Demokratie e. V.

Dr. Ulrich Mählert, Schriftführer, Zeithistoriker bei der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur

Prof. Dr. Johannes Tuchel, Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand

VORSTAND

Dieter Althaus, Ministerpräsident von Thüringen a. D., Vizepräsident von Magna International

Dr. Andreas H. Apelt, Bevollmächtigter des Vorstands der Deutschen Gesellschaft e. V.

Erik Bettermann, ehemaliger Intendant der Deutschen Welle

Prof. Dr. Friedhelm Boll, Historiker am Historischen Forschungszentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung

Tilo Braune, Staatssekretär a. D., Geschäftsführer der Hamburger Gesellschaft zur Förderung der Demokratie und des Völkerrechts e. V.

Prof. Dr. Hansjörg Geiger, Staatssekretär im Bundesministerium der Justiz a. D.

Dr. Alfred Geisel, Vizepräsident des Landtages von Baden-Württemberg a. D.

Iris Gleicke, MdB, Beauftragte der Bundesregierung für die neuen Bundesländer

Reinhard Grindel, Präsident des Deutschen Fußball-Bundes

Dr. Norbert Haase, Historiker, ehemaliger Geschäftsführer der Stiftung Sächsische Gedenkstätten

Christoph Heubner, Geschäftsführender Vizepräsident des Internationalen Auschwitz Komitees (IAK)

Dr. Werner Jung, Direktor des NS-Dokumentationszentrums der Stadt Köln

Prof. Dr. Alfons Kenkmann, Professor für Geschichtsdidaktik an der Universität Leipzig

Birgit Kipfer, Sprecherin der Regionalen Arbeitsgruppe Baden-Württemberg; Vorstandsvorsitzende der Stiftung „Lernort Demokratie – Das DDR-Museum Pforzheim"

Prof. Dr. Volkhard Knigge, Leiter der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora

Dr. h.c. Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, ehemalige Präsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland

Hannelore Kohl, Präsidentin des Oberverwaltungsgerichts a. D. und Präsidentin des Landesverfassungsgerichtes in Mecklenburg-Vorpommern

Dr. Anja Kruke, Leiterin des Archivs der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung

Uta Leichsenring, ehemalige Leiterin der Außenstelle Halle des Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen

Markus Löning, ehemaliger Beauftragter der Bundesregierung für Menschenrechtspolitik und humanitäre Hilfe

Winfried Nachtwei, Experte für Friedens- und Sicherheitspolitik, MdB a. D.

Dr. Maria Nooke, stellvertretende Direktorin der Stiftung Berliner Mauer

Prof. Dr. Friedbert Pflüger, Direktor des European Centre for Energy and Ressource Security

Dr. Melanie Piepenschneider, Leiterin der Hauptabteilung Politische Bildung der Konrad-Adenauer-Stiftung

Dr. habil. Ernst Piper, Historiker, Verleger

Ulrike Poppe, Landesbeauftragte zur Aufarbeitung der Folgen der kommunistischen Diktatur in Brandenburg

Prof. Dr. h.c. Klaus G. Saur, Verleger

Dieter Schulte, ehemaliger Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes

Lala Süsskind, ehemalige Vorsitzende des Vorstandes der Jüdischen Gemeinde zu Berlin

Lothar Tautz, Pädagoge und Pastor

Linda Teuteberg, ehemaliges Mitglied des Landtags von Brandenburg

Dr. h.c. Josef Thesing, ehemaliger stellvertretender Generalsekretär der Konrad-Adenauer-Stiftung

Ernst-Jürgen Walberg, ehemaliger Kulturchef von NDR 1 Radio Mecklenburg-Vorpommern

Arnold Vaatz, MdB, Staatsminister a. D.

Prof. Dr. Gert Weisskirchen, MdB a. D.

BEIRAT

Prof. Dr. Rita Süssmuth, Vorsitzende, Bundesministerin a. D., Präsidentin des Deutschen Bundestags a. D.

Prof. Dr. Hubert Burda, Verleger

Rainer Braam, Unternehmer

Dr. Thomas Goppel, Mitglied des Landtages von Bayern, Staatsminister a. D.

Prof. Dr. Berthold Leibinger, Gesellschafter der Trumpf GmbH & Co. KG

Dr. h.c. Friedrich Schorlemmer, Theologe und Bürgerrechtler

Walther Seinsch, Unternehmer, ehemaliger Vorstandsvorsitzender des FC Augsburg

Barbara Stamm, Präsidentin des Landtages von Bayern

Dr. Monika Wulf-Mathies, Gewerkschafterin, EU-Kommissarin a. D.

GESCHÄFTSFÜHRER

Dr. Michael Parak

EHEMALIGE VORSITZENDE

Wolfgang Tiefensee, 2012–2014, Wirtschaftsminister in Thüringen

Dr. h.c. Joachim Gauck, 2003–2012, Bundespräsident

Dr. h.c. Hans Koschnick, 2000–2003, Bürgermeister von Bremen a. D

Dr. Hans-Jochen Vogel, 1993–2000, Bundesminister a. D.

Ein Aufruf, fremdenfeindlicher Hetze engagiert entgegenzutreten

Markus Nierth · Juliane Streich

Brandgefährlich

Wie das Schweigen der Mitte die Rechten stark macht

Erfahrungen eines zurückgetretenen Ortsbürgermeisters

216 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-86153-909-4
18,00 €

Auch erhältlich als

ebook

»Das Buch will keine Abrechnung sein, eher eine Vergewisserung, wie es so weit kommen konnte und warum Menschen, die den Nierths als Landsleute ans Herz gewachsen waren, plötzlich im Geist der Unmenschlichkeit mitmarschierten.«

Thüringer Allgemeine

Markus Nierth, evangelischer Theologe und parteiloser Bürgermeister von Tröglitz, sieht sich plötzlich fremdenfeindlicher Hetze und persönlichen Angriffen ausgesetzt, als Flüchtlinge in den kleinen Ort in Sachsen-Anhalt kommen sollen und er sich für diese einsetzt. Bürger aus der Mitte der Gesellschaft marschieren gemeinsam mit Rechtsextremisten auf. Als schließlich eine Demonstration, die bis vor sein Privathaus führen soll, von der Behörde zugelassen wird, entschließt er sich zum Rücktritt. Die Medien berichten, die Bedrohungen für ihn und seine Familie nehmen massiv zu, die geplante Asylunterkunft wird angezündet, Täter werden nie gefunden. Was Markus Nierth lebendig und anschaulich erzählt, spielt sich so oder ähnlich vielerorts in Deutschland ab. Fast jeder zweite Bürgermeister ist bereits beschimpft, beleidigt und bedroht worden, weil er sich für Flüchtlinge engagiert hat. Konkrete Beispiele aus Baden-Württemberg und Bayern werden von Juliane Streich im Buch näher vorgestellt. Den Autoren geht es um die Hintergründe, die dazu führen, dass sich derzeit so viele Menschen rechts positionieren. Das Buch geht auf die Biographien der Enttäuschten und Zurückgelassenen ein, benennt vermeidbare Fehler in der Politik und zeigt Lösungsansätze auf.

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder im Internet unter www.christoph-links-verlag.de

Ch.Links